

No. 9/2023

Diakonie  Düsseldorf

dialog

Zukunft



Peter Piller there are a couple of things that bother me
11.03. – 04.06.2023

Gefördert durch

Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen




Kunsthalle Düsseldorf
wird gefördert durch



Landeshauptstadt
Düsseldorf

Ständiger Partner
der Kunsthalle Düsseldorf

**Stadtwerke
Düsseldorf** 

Peter Piller, *Raubwürger* (Detail), 2017 aus: "behind time", Archiv Peter Piller
Courtesy Galerie Barbara Wien, © VG Bild-Kunst, Bonn 2023



Michael Schmidt,
Diakoniefarrer

Liebe Leserinnen und Leser,

wer von uns hat sich nicht schon einmal gewünscht, in die Zukunft blicken zu können: sei es in die eigene Zukunft oder die der Welt. Denn die Zeit, die vor uns liegt, ist die „große Unbekannte“ unseres Lebens. Sie wird beeinflusst von dem, was wir in der Vergangenheit erlebt haben, und von dem, was uns in der Gegenwart widerfährt.

Manchmal sind unsere Vorstellungen von der Zukunft mit großen Erwartungen gefüllt und geprägt von großer Vorfreude auf das, was kommen wird. Und manchmal scheint uns die Zukunft düster und schwer zu sein, ist sie angefüllt mit großer Sorge.

Wie Menschen und Gesellschaften mit der Zukunft umgehen, was sie planen, erhoffen, befürchten und vor allem was sie selbst für ihre Zukunft und die Zukunft der anderen tun wollen, davon erzählt der aktuelle *dialog*, den Sie „jetzt“ in den Händen halten und in hoffentlich unmittelbarer Zukunft, also „jetzt gleich“, getrieben von Vorfreude und mit großem Gewinn lesen werden.

Gemeinsam ist all den Menschen, über die wir berichten, dass sie sich der Zeit vor ihnen, die wir Zukunft nennen, bewusst gestellt und sie dann überlegt gestaltet haben. Denn das, was hinter uns liegt, können wir nicht

mehr verändern. Und die Gegenwart ist ein kurzer Augenblick, in dem wir einfach nur sind. Aber die nächsten fünf Minuten und die nächsten fünf Stunden, die nächsten Tage und Wochen, die kommenden Monate und Jahre, die sind unsere Zukunft! Wir haben die Möglichkeit und zugleich die Aufgabe, Einfluss darauf zu nehmen, dass es die bestmögliche Zukunft ist – für uns selbst und die, die nach uns kommen.

Wenn Sie in den Dialog mit den Zukunftsthemen dieses Magazins treten, dann können Sie die Gewissheit haben, dass es eine Überschrift über unser aller Zukunft gibt. Sie ist vor

mehr als 2.500 Jahren formuliert worden und trägt Menschen bis heute: Die Zukunft soll und wird von Frieden bestimmt sein und nicht von Unheil, sie zielt auf ein glückliches und sinnhaftes Leben und nicht auf Streit oder Hass.

Vielleicht entdecken Sie im *dialog*, dass diese Hoffnung auch in Ihnen lebendig ist und Sie trägt und dass Sie Chancen und Möglichkeiten haben, an der Ausgestaltung dieser Zukunft mitzuwirken.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen und mit der Aussicht auf eine gute Zukunft,

Michael Schmidt

„Denn ich weiß, was ich
mit euch vorhabe.
Ich habe Pläne des Friedens
und nicht des Unheils.
Ich will euch Zukunft und
Hoffnung schenken.“

Buch des Propheten Jeremia,
Kapitel 29, Vers 11 – In der Übersetzung der BasisBibel

Auf dem Cover

Das Foto trägt den Titel
„Uckermark“ und ist von
dem Fotografen Tobias Kruse
aus dem Jahr 2021.

Mehr Fotos von Tobias Kruse
finden Sie in unserer
Fotostrecke ab Seite 12.

May I dance with you?



Workshops,
Open Classes und
Bühnenprogramm



Infos & Tickets unter:
tanzhaus-nrw.de

tanzhaus nrw



Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen



Thema Zukunft

- 6** **Die Zukunft in uns**
Transformations- und Gesellschaftsforscher Stefan Selke im Interview
- 11** **#ausLiebe**
Ein Gastbeitrag von Diakoniepräsident Ulrich Lilie
- 12** **Wenn im Gegenlicht der Regen
die Haut berührt**
Eine Fotoserie von Tobias Kruse
- 22** **Die Zukunft ist blau**
Postwachstumsökonom Nico Paech lebt, was er lehrt
- 26** **Beziehungsarbeit im virtuellen Raum**
Familien stärken mit VR-Technik
- 32** **Digitale Assistenten – Die Zukunft
der Pflege?**
Ein Unternehmer und ein Altenpfleger im Gespräch
- 34** **Scheitern ist in Ordnung**
An der Evangelischen Schule Berlin gibt es das Schulfach
Herausforderung
- 38** **Gemeinsam ist man weniger allein**
Seniorenhausgemeinschaften – die Wohnform der Zukunft?
- 42** **Zu drei Vierteln da**
Mechthild Giellessen vergisst, was vor zehn Minuten war.
Wie blickt sie da in die Zukunft?
- 45** **1.500 Zeichen**
Ein Gastbeitrag von ChatGPT
- 46** **Die Erfindung des Alten**
Ein Gastbeitrag von Autor Nils Markwardt
- 48** **Von Stärken und Schwächen**
Wie eine Hamburger Firma das Prinzip von Leistung neu denkt
- 54** **Eine Chance für suchtkranke Mütter**
Im Cornelius-Haus finden Frauen und ihre Kinder wieder zusammen
- 56** **Der Unermüdliche**
Dieter Overath hat Fairtrade Deutschland vor 30 Jahren
mitgegründet

Diakonie Düsseldorf

Jugend und Familie
Gesundheit und Soziales
Leben im Alter

- 60** **Stolz, stark und selbstsicher**
Eine Wohngruppe
für besondere Kinder
- 63** **Soziale Arbeit mit System**
Die Vielfalt der Perspektiven
in der Sozialen Arbeit
- 66** **Aufgeben ist keine Option**
Imkern beim Betreuten
Wohnen
- 70** **Fairhaus goes online**
Online-Shopping im
Sozialkaufhaus
- 73** **Zukunftsträume**
Worauf ältere Menschen
hoffen
- 74** **Kurz und knapp**
- 74** **Impressum**

Die Zukunft

Gespräch Thomas Becker

Man muss die Zukunft nicht kennen, um von ihr träumen zu können. Obwohl Krieg und Krisen die Gegenwart bestimmen, wünscht sich Transformations- und Gesellschaftsforscher Stefan Selke mehr Mut, um mit einer „Poesie der Hoffnung“ auf die Zukunft zu blicken.

in uns

Herr Selke, wenn Sie die Augen schließen und die Gedanken kreisen lassen – wie sieht die Welt von morgen aus?

Ich denke zunächst an eine vergangene Zukunft und stelle mir die Welt um das Jahr 1900 vor. Damals brachen sogenannte Lebensreformer zum Lago Maggiore auf, um das Experiment Monte Verità zu gründen, also den Berg der Wahrheit. Eine Gruppe von Zivilisationsmüden und Utopieeifrigen wollte auf einem Hügel oberhalb des Sees neue Formen des Zusammenlebens erproben. Sie suchten eine Gesellschaftsordnung jenseits von Kapitalismus und Kommunismus. Ihre Ideen umfassten innovative Formen des Arbeitens, des Wirtschaftens, der Ernährung, Kleidung, Sprache und vieles mehr – alles Felder, die aus Sicht eines Soziologen eine Gesellschaft ausmachen.

Warum haben Sie gerade an dieses Projekt gedacht?

Ich finde es wichtig, in den Rückspiegel der Geschichte zu schauen. Man erkennt, dass Prognosen und Szenarien zur Zukunft eigentlich ein Seismograph der jeweiligen zeitgenössischen Gesellschaft sind. Zukunftserzählungen sind somit Gegenwartsdiagnosen. Wenn ich mir also eine Welt von morgen vorstelle, dann sehe ich Menschen, die Zukunftsarmut, wie ich es nenne, überwunden und in Zukunftsreichtum umgewandelt haben. Auf dem Berg der Wahrheit wäre beinahe eine neue Zukunft entstanden. Leider machte der Erste Weltkrieg alles zunichte.

In Ihrem Buch „Wunschland“ beschäftigen Sie sich mit zahlreichen Utopien. Welche stachen heraus?

Ich habe mich vor allem mit realutopischen Experimenten befasst, bei denen Menschen aufbrachen, um ihre Ideen als Lebenslabore in der Praxis zu erproben. Davon abzugrenzen sind literarische Utopien, von denen es sehr viele gab: den Roman „Utopia“ von Thomas Morus etwa oder „Der Sonnenstaat“ von Tommaso Campanella. Immer geht es dabei um eine ideale Gesellschaft.

Vor allem im 19. Jahrhundert haben wir es mit Idealstädten und Reformkolonien für neue Zivilisationen zu tun, die in die Praxis umgesetzt wurden. Monte Verità war nur ein Experiment, ein anderes – ein paar Jahrzehnte später – war Fortlândia: Ende der 1920er Jahre wollte der Großindustrielle Henry Ford die amerikanische Zivilisation ins Hinterland Brasiliens transplantieren. Im Amazonasbecken ließ er eine riesige Plantage und eine Arbeiterstadt errichten. Es war ein Größenwahnsinniges Projekt, für das man

heute in Grund und Boden kritisiert würde. Aber damals empfand man es als Fortschritt. In Brasilien wurde Ford als Messias empfangen.

Viele Projekte, bei denen Menschen aufbrachen, um ihre Utopien zu verwirklichen, sind letztlich gescheitert. Woran liegt das?

Im Kern aus drei Gründen: zum einen an überzogenen idealistischen Erwartungen. Praktisch jede Utopie hat einen Fluchtpunkt, der sehr weit in der Ferne liegt. Oft bricht das im Alltag auseinander. Menschen können nicht dauerhaft die Fallhöhen utopischer Visionen ertragen. Mein Lieblingsbeispiel stammt erneut aus Monte Verità: Die selbsternannten Lebensreformer haben sich nachts weggeschlichen und es sich bei Edelsalami und Rotwein gutgehen lassen. Zudem wurden viele Labore von idealistischen Menschen gegründet, die weitere idealistische Menschen anzogen. So entstand ein Überhang von Idealisten, die sich abstrakte Gedanken machten, und ein Mangel an praktischer Umsetzung. Es gab also zu viele Bosse und Vordenker und es krankte an Followern. Ein dritter Punkt: Viele Projekte wurden sehr paternalistisch gelebt. Es gab meist männliche Bosse, die Regeln vorgaben. Eine Charta, eine Mission oder ein Manifest wurden verfasst. Wer mitmachte, musste sich genau daran halten. Überall gab es diese Regelwerke, kodifiziert oder informell. Das zeigt, dass aus einer guten Idee, das Leben besser zu machen, schnell eine Zwangsveranstaltung, etwas Sektenhaftes werden kann. So entsteht ein Selbstwiderspruch: Man will zwar eine befreite Welt, aber der strenge Regelkanon verhindert genau das.

Welche Lehren und positiven Erfahrungen lassen sich aus Utopien ziehen?

Anders als bei Trends oder Hypes hat eine Utopie einen Zyklus, der langfristige Metamorphosen repräsentiert. Es beginnt mit der Sehnsucht nach Veränderung, dann folgt eine Planungsphase, die durch die Suche nach einem Ort der Verwirklichung geprägt ist. Anschließend kommt es zur Überführung der Utopie in den Alltag. Es folgen Krisen, manchmal Katastrophen. Das führt zum Scheitern. Doch darauf folgt die Metamorphose als Suche nach einem Neuanfang an anderer Stelle. Die Utopie lebt als Idee weiter. Das zeigt den Wert des langfristigen Denkens: Wer sein Ideal erreichen will, gibt nicht gleich auf. Zudem lässt sich durch Utopien etwas über den Wert von Kooperationen lernen: also das eigene Ego in den Hintergrund zu stellen, an das gemeinsame Ziel zu glauben. Das lässt sich an vielen Stellen beobachten.

Fällt Ihnen ein aktuelles Beispiel ein?

Ich habe mich mal eine Weile in einem Benediktinerkloster im baden-württembergischen Beuron aufgehalten. Die Mönche dort haben eine riesige Bibliothek für theologische Bücher und begannen, den Bestand zu digitalisieren. Auf meine Frage, wie lange sie dafür bräuchten, antwortete der bibliotheksleitende Mönch: „Nicht lange, vielleicht 70 bis 80 Jahre.“ In diesem Satz steckt auf wunderbare Weise die Idee von Zukunftsreichtum.

Denn wer so denkt, kann sich eine Zukunft vorstellen, die über die eigene Lebenszeit hinausgeht. Man versteht sich als Teil einer zivilisatorischen Mission. Es geht dann gerade nicht darum, eine schnelle Belohnung, etwa im Sinne eines Karrieresprungs, abzugreifen, sondern darum, einen Beitrag zu einem gemeinsamen Vorhaben zu leisten. Das utopische Kapital besteht im präfigurativen Denken, also in der Vorstellung einer Welt, die es noch nicht gibt, aber geben könnte. Denken im Als-ob-Modus. Daraus resultiert Zukunftseuphorie. Genau daran fehlt es gegenwärtig.

Wenn Sie sich Zukunftserzählungen der Gegenwart anschauen. Was fällt Ihnen auf?

Wir erleben gerade zahlreiche individuelle, kollektive und planetare Erschöpfungssyndrome. Ich nenne es das Monster der Bodenlosigkeit: ein Gefühl, dass uns der Boden unter den Füßen weggezogen wird. Wenn es keine zufriedenstellenden Lebensentwürfe mehr gibt, mündet das in Resignation, Demoralisierung, Hoffnungslosigkeit, Utopiemüdigkeit. Wer heute Utopien äußert, wird als Träumer beinahe in die Nähe von Geistesgestörtheit gerückt.

Da kommt einem gleich der Satz von Helmut Schmidt in den Sinn: Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen.

Ja. Natürlich haben wir in Deutschland negative Erfahrungen mit großen politischen Utopien gehabt. Aber wir sollten nicht jede Utopie kleinreden, sondern den Mut aufbringen, große Ideen zu äußern. Wenn wir über die Zukunft reden, haben wir es heute jedoch mit der Reproduktion von Standardwelten zu tun, mit Verdopplung, Optimierung, den kleinen Schritten. Es geht darum, in Zukunft alles besser, intelligenter, rationaler zu machen. Das bezeichne ich als ein Anpassungsnarrativ. Als Symbol des Stillstands. Anpassung geht davon aus, nicht zu viel zu wollen, kein Risiko einzugehen. Ein solches Narrativ ist von Mutlosigkeit geprägt. Ich bin gerade sehr unglücklich darüber, dass die Anpassung als Leiterzählung für unsere Gesellschaft in der Post-Corona-Zeit gehypt wird.

Die Welt ist dynamisch. Es kann nur einen Aufbruch in neue Welten geben.

Anpassung an was?

An alles Mögliche – an Zwänge, Vorgaben, das Fahren auf Sicht, was wir in der Corona-Zeit hatten. Ein Anpassungsnarrativ der Zukunft geht davon aus, dass es ein Normal gibt – wie vor Corona. Und da wollen viele wieder hin. Ich fordere das Gegenteil: Die Welt ist dynamisch. Es kann nur einen Aufbruch in neue Welten geben. Daher plädiere ich dringend für Aufbruchsnarrative. Sie würden dazu führen, dass Menschen wieder Motivgeschichten entwickeln, die ein starkes Wir-Gefühl ermöglichen. Jeder Aufbruch geht ja mit starken Motivgeschichten einher, die sich Menschen gegenseitig erzählen. Diese starke, verbindende Kraft dieser Geschichten sollten wir wiederentdecken.

Woran machen Sie fest, dass uns diese Kraft fehlt?

Schauen wir uns den aktuellen Hoffnungsbarometer der Schweizerischen Vereinigung für Zukunftsforschung aus dem Jahr 2022 an. Er zeigt, dass sich die meisten jungen Menschen nicht mehr vorstellen können, einen aktiven Beitrag zur Gestaltung der Welt leisten zu können. Es mangelt

an Utopien und Zukunftseuphorie. Aber Euphorie bedeutet zugleich Motivation und Gestaltungswille statt Resignation und Konsum. Utopisches Denken fördert zudem Selbstwirksamkeit. Transformation ist kein geplanter Event, bei dem ein Unternehmen das Ziel vorgibt. Transformation ist eine Veränderung der inneren Haltung. Euphorie für Transformation bedeutet, sich als Change-Agent zu verstehen, als Mitgestalter dieser Welt.

Sie haben das Beispiel aus dem Kloster erwähnt. Lässt sich in religiösen Zusammenhängen besonders gut an gemeinsamen Zielen arbeiten?

Religionen zeichnen sich durch zwei Komponenten aus: eine Substanzkomponente – da geht es um Glaube, Transzendenz, das Göttliche – und eine funktionalistische Komponente. Da steht das Zusammengehörigkeitsgefühl der Gläubigen im Vordergrund. Religionen sind in westlichen Gesellschaften allerdings auf dem Rückzug. Es entsteht eine Lücke, ein Gravitationszentrum, das nicht besetzt ist. Zukunftseuphorie im Sinne eines visionären Pragmatismus, die ohne Jenseitsvorstellung und Transzendenz von einem verheißungsvollen Morgen erzählt und dennoch Menschen mitreißt, könnte diese Lücke schließen.

Andererseits beschreiben Soziolog*innen seit Jahren einen Trend zur Individualisierung und zur Pluralisierung von Lebenswelten. Ein Wir-Gefühl, das alle mitreißt, scheint weit entfernt.

Es stimmt: Engagement von Menschen tritt heute fragmentierter und projekthafter auf. Die Lösung kann jedoch nicht darin bestehen, eine große Utopie zu entwerfen und darüberzustülpen. Politik und andere Akteure sollten eher versuchen, Engagementfelder zu vernetzen. Es wäre ein großer Gewinn, wenn man es schaffte, Engagement etwa der Flüchtlingshilfe, Jugendhilfe, Suchthilfe oder der Umweltbewegung zu vernetzen. Es geht darum, den gemeinsamen Kern herauszuarbeiten. Vielleicht entsteht auf diese Weise etwas viel Stärkeres, etwas, das ich Zukunftseuphorie nenne. Eine Utopie oder ein Ziel von oben vorzugeben, funktioniert definitiv nicht. Eine Ermöglichungsstruktur von unten ist dagegen vielversprechender.

Die eine Zukunftserzählung gibt es also nicht?

Zukunft ist immer im Plural zu verstehen. Und diese Zukünfte sind eine Bastelaufgabe, ein Experiment. Der Soziologe Ulrich Beck hat schon vor langer Zeit herausgearbeitet, dass die Praxis zum Labor werden sollte, wie er

das nannte. Heute ist auch die Rede von einer experimentellen Gesellschaft. Es geht darum, neue Erkenntnisformen, neue Wissensformen zuzulassen und nicht im Know-how – also im instrumentellen Wissen – zu verharren. Es braucht zudem eine reflexive Wissenskomponente, Know-why: Warum soll etwas auf eine bestimmte Weise gemacht werden? Drittens geht es um eine Know-what-Komponente: also darum, Wissen in Handeln zu transformieren. Nur mit einer guten Balance dieser drei Komponenten lassen sich progressive Gesellschaftsentwürfe verwirklichen. Davon bin ich zutiefst überzeugt.

Eignen sich Lebensformen wie Mehrgenerationenhäuser oder Wohngemeinschaften für Menschen mit Behinderung als Mikrokosmen, die als Modelle für die Zukunft dienen?

Lokale Mikrokosmen oder Mikro-Politiken sind Teil dieser Zukunft. In Seminaren bitte ich Student*innen, zukunftsweisende Projekte vorzustellen. Wir bemerken bei näherer Betrachtung fast immer, dass sie nicht auf die gesamte Gesellschaft übertragbar sind. Dennoch sind sie wertvoll, weil Menschen etwas zusammen gestalten. Das ist das Gegenteil von Gleichgültigkeit. Der französische Widerstandskämpfer Stéphane Hessel kritisierte Gleichgültigkeit als das größte Übel. Meiner Meinung nach ist das wirksamste Mittel gegen Gleichgültigkeit, sich in Projekten zu engagieren, zu denen man eine Verbindung hat. Von denen man eine eigene Motivgeschichte erzählen kann. So kann etwas Neues entstehen, das man sich zuvor nicht vorstellen konnte.

In Ihrem Buch zitieren Sie Samuel Beckett mit dem Satz: „Wieder versuchen. Wieder scheitern. Besser scheitern.“ Die Wörter zeichnen ein Hoffnungsbild für die Zukunft. Ist es das, was zählt?

Dazu muss ich etwas ausholen. Ich arbeite im Moment im Hauptquartier der Europäischen Weltraumorganisation ESA in Paris. Der Ausspruch „Failure ist not an option“ während der Apollo-Mission zum Mond wird hier hochgehalten. Scheitern war keine Alternative. Bei einer Weltraummission muss das auch so sein. Alles muss perfekt funktionieren. Eine Gesellschaft ist jedoch keine kontrollierbare Einheit, sondern ein Labor ohne Wände. Und in dieser Versuchsanordnung gehört Scheitern essenziell zum Lernen. Scheitern ist sogar ein zentrales Regulativ. Es bringt uns dazu, Konflikte anzuerkennen und nach Lösungen zu suchen. Das unterscheidet gesellschaftliche Labore von naturwissenschaftlichen. Oft hören wir aber auch in gesellschaftlichen Diskussionen, dass alle Störfaktoren

Zukunft tragen wir immer in uns – als Potenzial.

ausgeschaltet werden sollen. Alles muss rational sein und effizient. Als bräuchten wir nur Technologien und bekämen so jedes Problem in den Griff. Aber so funktioniert Mensch-Sein nicht, Leben ist keine Funktionsstörung.

Sind Krisen auch eine Chance, aus der Hoffnung und Utopien erwachsen können?

Das kann ich empirisch nicht beantworten, aber ich habe für einen Vortrag kürzlich die Studie eines ukrainischen Soziologen recherchiert. Demnach ist für 70 Prozent aller Ukrainer*innen Hoffnung das zentrale Gefühl, wenn sie an die Zukunft denken. Nicht Resignation. Das hat mich umgehauen. Es spricht dafür, dass es so etwas wie eine Poesie der Hoffnung gibt, die aus jeder Krise erwächst. Denn jede Krise hat auch ein Danach. Wenn wir nicht mehr daran glauben, dass es ein Danach gibt, führt das zur Demoralisierung. Wir müssen an ein Danach glauben, nur so kann die Poesie der Hoffnung entstehen.

Wie stellen Sie sich nun aber selbst die Zukunft vor?

Ich halte es für unseriös, mir ein bestimmtes Zukunftsszenario auszumalen. Das ist Trendforschung. Das ist Marketing. Als Gesellschaft- und Transformationsforscher sehe ich Traditionslinien und Verbindungen, die sich wiederholen. Mir geht es um das Wahrnehmen von Zukunft und wie wir darüber reden. Man sollte Zukunft nicht als isolierten Bereich betrachten, über den nur einige wenige wie ein moderner Orakelersatz etwas sagen können. Zukunft tragen wir immer in uns – als Potenzial. Mit praktischen Auswirkungen. Denn wie Zukunft gestaltet wird, ist eine Folge unserer Zukunftsnarrative. Daher frage ich: Wie erzählen wir eigentlich von der Zukunft?

Sehen Sie aktuell Personen oder Bewegungen, die Zukunftseuphorie entfalten?

Schon, es gibt Ansätze wie das Projekt Tamera in Portugal, eine Metamorphose von Monte Verità, oder sozioökologische Kommunen wie Sieben Linden bei Wolfsburg. Auch Menschen wie Julia Fuchte entwerfen utopische Zukunftsgeschichten. Sie alle sind professionelle Träumer und

laufen Gefahr, ausgelacht zu werden. Zukunftsgestaltung ist eine Riesenaufgabe. Dazu braucht es Wiederholung. Nochmals Helmut Schmidt, der sagte: Wenn du von etwas überzeugt bist, reicht es nicht, es ein Mal zu sagen. Du musst den Mut haben, es 40 Mal zu wiederholen. Ab einer gewissen Zahl von Wiederholungen erzielen Worte ihre Wirkung. Darin sehe ich meine Aufgabe zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit.

Was also ist Ihr Plädoyer?

Meine Botschaft lautet: Das Mittel gegen Zukunftsknappheit, die aus Resignation, Demoralisierung oder Erschöpfung resultiert, kann nur Zukunftseuphorie sein. Quer zu allen gesellschaftlichen Schichten braucht es Zukunftseuphorie. Und dazu benötigen wir progressive Zukunftsnarrative, die vom Aufbruch erzählen. Das ist für mich die Kernbotschaft: Das Verharren in Anpassungsnarrativen, das Verdoppeln von Standardwelten drückt Mutlosigkeit aus. Das ist ein schlechtes Vorbild für die kommende Generation. Ein Narrativ erfindet man aber nicht einfach so. Daran mitzuarbeiten, ist eine kollektive Aufgabe. Zukunftseuphorie jenseits von Public Relations und Marketing ist eine verantwortungsvolle politische und öffentliche Aufgabe.



Prof. Dr. Stefan Selke lehrt Soziologie und gesellschaftlichen Wandel an der Hochschule Furtwangen. Er ist Forschungsprofessor für Transformative und Öffentliche Wissenschaft. Als Redner, Buchautor und Blogger sowie Interviewpartner für die Medien ist er regelmäßig auch jenseits der Wissenschaft präsent. In seinem Buch „Wunschland. Von irdischen Utopien zu Weltraumkolonien – eine Reise in die Zukunft unserer Gesellschaft“ (2022) befasst er sich mit Reformkommunen, Planstädten und der Sehnsucht nach Utopien. Aktuell forscht er als Gastwissenschaftler bei der Europäischen Weltraumbehörde ESA in Paris zu Zukunftsnarrativen und Zukunftseuphorie im Kontext von Weltraumexploration.

Stichtag: 22. September 1848. Johann Hinrich Wichern hält vor dem Kirchentag in Wittenberg eine leidenschaftliche, gut einstündige Stegreifrede über das Totalversagen seiner Kirche angesichts der dramatischen sozialen Lage der Bevölkerung – und über die Bedeutung der „rettenden Liebe“.

Der zornige Theologe und Pädagoge konfrontiert die strukturelle Schwerfälligkeit der über Konfessionsfragen zerstrittenen Kirche mit der agilen Tatkraft der Männer und Frauen, die bereits nach neuen Wegen suchen, um das Elend der Menschen zu lindern. Eine zentrale Aufgabe der Kirche sei es, ihre Einzelaktionen zu einem tragfähigen Netzwerk der „rettenden Liebe“ zu verknüpfen.

Das ist in Kurzfassung der Anfang der „Inneren Mission“, die Geburtsstunde der heutigen Diakonie. Darum begehen wir unser 175-jähriges Jubiläum unter dem Hashtag #ausLiebe.

Wichern und Co. sind Visionäre des Glaubens. Es steht uns gut, in diesem Jubiläumsjahr nicht nur zurückzuschauen. Wir setzen auf den Spirit der Gründerväter und -mütter der Diakonie, um besser in die Zukunft zu kommen: auf Berührbarkeit und Tatkraft, Sachverstand und Improvisationstalent, auf die Bereitschaft, mit Menschen und Organisationen zu kooperieren, die einander fremd sind. Die wichtigen Fragen sind: Wie werden wir in 25 Jahren Diakonie sein? Wie erreichen wir gemeinsam mit und in der Welt, in der wir leben, das Jahr 2048?

Auch unsere Gegenwart ist von tiefgreifenden Veränderungen geprägt. Soziolog*innen sprechen von einem Epochenbruch, durchaus vergleichbar mit den sozialen Folgen der Industrialisierung im 19. Jahrhundert. Auch unsere Krisen sind komplex, sie sind global und hochkontrovers: Es herrscht wieder Krieg in Europa. Deutschland wird kulturell, ethnisch und religiös vielfältiger, es wird älter und sozial ungleicher. Die Frage danach, was uns

#ausLiebe



Ulrich Lilie ist Präsident der Diakonie Deutschland, stellvertretender Vorstandsvorsitzender des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung und seit 2021 Vizepräsident der Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege (BAGFW).

als Gesellschaft zusammenhält, wird drängender. In alldem prescht die Digitalisierung aller Lebensbereiche vor und verändert die Gemeinwesen, die Arbeit, die sozialen Beziehungen. Und die Folgen des weltweiten Klimawandels machen eine rasche sozialökologische Transformation notwendig.

Das ist die Welt, in der wir 2023 als Diakonie wirken und aus der heraus wir in die Zukunft gehen. Sie wird nicht in einem „weiter so“ zu gestalten sein, oder durch die Reanimierung vermeintlich besserer alter Zeiten. Wir brauchen neue Fragen und Antworten, wir brauchen Mut, Fehler zu machen und Fehler einzugestehen. Wir brauchen die Vielfalt der Erfahrungswelten und wir brauchen in der Vielfalt gemeinsame Ziele.

Wie kann unser „Netzwerk der christlichen Liebestätigkeit“ in dieser sich so rasant verändernden Welt wirksam bleiben? Mit wem wollen wir Diakonie sein und mit Kompetenz und #ausLiebe dazu beitragen, dass unsere freie Gesellschaft der Vielfältigen ein lebensfreundlicher Ort bleibt, durchlässig für die Menschenfreundlichkeit des Gottes, auf den wir uns wie die Gründer*innen beziehen? Wo finden wir heute in den Kirchen, aber auch darüber hinaus unsere Kooperationspartner*innen, um gemeinsam mit ihnen Teil der Lösung zu sein? Wo können, ja, müssen wir uns verändern? Und was muss unbedingt bleiben, damit wir Diakonie bleiben?

Im November planen wir einen Zukunftskongress in Leipzig: Vision-2048. Wir wollen eine Plattform schaffen, die neues Denken und Umsetzen ermöglicht. Diakonische Tüftler* und Erfinder*innen, Investor*innen und Multiplikator*innen zusammenbringen, um miteinander umzusetzen, was dem Wohl aller dient. Unsere Zukunft liegt in Gottes Hand. Wir arbeiten gemeinsam mit daran, dass sein Wirken erfahrbar wird. Sind Sie dabei? #ausLiebe.

Wenn im Gegenlicht der Regen die Haut berührt

Text Prof. Fons Hickmann,
Universität der Künste, Berlin

Der Fotograf Tobias Kruse wuchs in Mecklenburg auf, studierte Grafikdesign in Anklam und Fotografie in Berlin. Seine Arbeit ist geprägt von der Auseinandersetzung mit den uns umgebenden gesellschaftlichen Realitäten und den Beziehungen zwischen Mensch und Umwelt. Er lässt den Betrachter an Jugendkultur, Natur, Freude und Melancholie teilnehmen.

Auf die Frage „Warum fotografierst du – und wen?“ sagt Kruse: „Ich fand die uns umgebende Welt schon immer rätselhaft und fotografiere, um mir ein Bild von ihr zu machen. Daraus ist eine andauernde visuelle Welterforschung geworden, die mir auch dabei hilft, sie besser auszuhalten. Ich fotografiere alles, jede und jeden. Ein Stein kann sehr lebendig sein, und der fröhlichste Mensch unendlich einsam.“ Seine Fotografien sind keine einfachen Abbildungen der Wirklichkeit, sondern eher subtile Kommentare über die menschliche Erfahrung und unsere Beziehungen untereinander.

In der Tat, Kruse stellt den Betrachter manchmal vor Rätsel und fordert ihn heraus, seine eigene Vorstellung von der Welt und seiner Rolle in ihr zu überdenken. Seine Bilder können sowohl eine poetische als auch eine politische Dimension haben. Mit Sensibilität gelingt es ihm, Augenblicke voller Intensität festzuhalten, in denen sich Menschen scheinbar unbeobachtet und frei bewegen. Auf meine Frage „Was kann deine Fotografie sichtbar machen, was sonst verborgen bliebe?“, entgegnet er „Ich hoffe Gleichheit, Gleichzeitigkeit und manchmal vielleicht eine Art energetisches Knistern, das entsteht, wenn im Gegenlicht der Regen die Haut berührt.“

In dieser Hinsicht ist Kruses Arbeit von einem intellektuellen Anspruch geprägt, es ist eine jetzige Fotografie, sie lebt im Augenblick, und bei allem Augenblicklichen fragt sie auch, wo alles hingehen wird. Die Ästhetik der Fotografie entspringt diesem Zeitgeist und lässt uns die Schönheit und Tiefe der Welt um uns herum entdecken.

Kruse ist zweifellos einer der interessantesten und vielversprechendsten Vertreter der zeitgenössischen Fotografie. Seine Arbeit zeigt uns, wie die Fotografie genutzt werden kann, um die Welt um uns herum besser zu verstehen oder sie wohlwollend zu betrachten. Auf die Frage „Gibt es einen sozialen Aspekt in deiner Fotografie?“ antwortete Kruse „Ja. Ich kann Ungerechtigkeiten schlecht aushalten. Ich stehe unter anderem morgens auf, um dagegen anzuleben.“





















Die Zukunft ist blau

Das Gespräch führte Kira Küster
Foto Michael Messal

Postwachstumsökonom Niko Paech plädiert dafür, sich frei zu machen, von allem Wohlstandsschrott, damit die Menschheit eine Zukunft hat. Er lebt, was er an der Universität Siegen lehrt. Ein Interview.

Auf einer Skala von Rosa bis Schwarz – in welcher Farbe sehen Sie unsere Zukunft?

Ich würde die Farbe Blau wählen, weil sie im vorgegebenen Farbspektrum wahrscheinlich eher in der Mitte liegt. Ob die menschliche Zivilisation noch eine Zukunft hat, ist unsicher geworden. Wir haben die Kontrolle über die Gestaltung moderner Gesellschaften verloren, weil die Technisierung und Globalisierung sowohl der Wirtschaft als auch der Lebensweise sehr weit vorangeschritten sind. Regierungen bringen nicht den Mut auf, Grenzen zu setzen, um die Energie- und Ressourcenverbräuche dergestalt zu senken, dass noch eine Überlebenschance besteht. Diese Sicht wird noch negativer, wenn man die aktuellen Krisen hinzunimmt, denn sie zeigen, wie verletzlich die vorherrschende Lebensweise geworden ist: Die wirtschaftlichen Folgen des Ukraine-Kriegs, der Pandemie, der Lehman-Brothers-Krise, des Klimawandels und so weiter zeigen, dass das aktuelle Wohlstandsmodell nicht mehr zukunftsfähig ist.

Sie malen ein sehr düsteres Bild. Gibt es auch Positives zu erkennen?

Die vorgenannten Krisen werden zum Motor eines Wandels zum Weniger, weil sie uns lehren, mit weniger Kaufkraft würdig zu leben. Das heißt: Wir werden den Wohlstand früher oder später herunterfahren.

Sie sagen, dass Krisen eine Veränderung bewirken, aber nach Corona sind beispielsweise mehr Menschen Auto gefahren als zuvor. Ist das Ihrer Meinung nach ein vorübergehendes Phänomen?

Einerseits wächst mit jeder Krise die Anzahl an Menschen, die nicht mehr an eine Fortsetzbarkeit des derzeitigen ruinösen Lebensstils glaubt, auch wenn es sich dabei vorläufig noch um eine Minderheit handelt. Andererseits sind viele Menschen durch die Corona-Pandemie und den Lockdown in ihren Konsum- und Mobilitätsgewohnheiten derart eingeschränkt worden, dass sie nun glauben, ein Anrecht auf nachhaltenden Genuss zu haben. Aber das lässt sich langfristig nicht durchhalten, weil sich dessen Finanzierbarkeit mit jeder weiteren Krise verschlechtert. Auch die staatliche Strategie, die Krisenfolgen gemäß dem Motto „Geld-drucken-bis-das-Papier-ausgeht“ zu kaschieren, lässt sich nicht aufrechterhalten.

Sie schreiben in Ihrem Buch, dass Wachstumsgesellschaften über ihre Verhältnisse leben und mehr Ressourcen verbrauchen, als ihnen global gesehen zustehen. Unser Fortschritt beruhe auf Plünderung. Was heißt das?

In den Wirtschafts-, Sozial- und Geisteswissenschaften ranken sich viele Erzählungen um die Herkunft unseres Wohlstandes. Dabei wird auf die Schaffenskraft, die Produktivität, den Erfindungsreichtum und den Wagemut der Menschen verwiesen, die diesen Reichtum erarbeitet haben sollen. Das kann nicht stimmen, denn der wachsende Wohlstand ist physischer Art, während Menschen immer weniger physische Arbeit verrichten. Wie erklärt sich dieses Wunder? Es sind die Technisierung, die Elektrifizierung, die Automatisierung, die Digitalisierung und die Globalisierung, die den Güterreichtum haben entstehen lassen. Der menschliche Beitrag beschränkt sich zusehends auf ferngesteuerte Plünderung oder die Bedienung von energieumwandelnden Maschinen, statt selbst zu arbeiten. Folglich entspräche es keinem Verzicht, sondern der Rückgabe einer Beute, wenn der Wohlstand an das herangeführt wird, was durch plünderungsfreie Arbeit erzielt werden kann. Die Ansprüche auf ein menschliches Maß herabzusenken, wie der Ökonom Ernst Friedrich Schumacher es einst nannte, entspräche einer Wiederherstellung globaler Gerechtigkeit.

Wie könnte eine Welt aussehen, die sich vom Wachstumsparadigma befreit? Wie sieht Ihr Modell der Postwachstumsökonomie aus?

Die Postwachstumsökonomie beruht darauf, Reduktion zu organisieren – und zwar sozialverträglich und unter Wahrung einer hohen Lebensqualität. Das setzt voraus, die Arbeitszeit zu verkürzen und umzuverteilen, damit Vollbeschäftigung in einer kleineren und nicht mehr wachsenden Ökonomie möglich ist, jedoch auf Basis einer 20-Stunden-Woche. Die freigestellten 20 Stunden können genutzt werden, um über ergänzende Eigenleistungen mit dem durchschnittlich verringerten Realeinkommen auskömmlich zu leben. Zu diesem Zweck bieten sich vier Ebenen der Gestaltung an.

Können Sie diese vier Ebenen für uns ausführen?

Unabdingbar ist als Erstes Suffizienz. Das bedeutet, die Gesellschaft, insbesondere die Lebensstile zu entrümpeln, also sich freizumachen von all dem Wohlstandsschrott, der entbehrlich ist, weil er viel Geld kostet und die Ökosphäre zerstört. Diese Befreiung vom Überfluss sollte zuvorderst den dekadenten Luxus ins Visier nehmen: Flugreisen, Kreuzfahrten, Autos in der Innenstadt, übermäßigen Konsum an Fleisch, Wohnraum, Textilien, digitale Endgeräte etc.

Dabei ist es wichtig, Grundbedürfnisse weiterhin zu erfüllen, etwa in der Ernährung und der Gesundheitsversorgung. Auch eine maßvolle Mobilität, die nötig ist, um den Arbeitsplatz zu erreichen, sollte nicht unterbunden werden. Insgesamt ist ein

bestimmter Mindestkonsum in modernen Gesellschaften unabdingbar. Andererseits gilt auch: Wenn wir unser Leben entrümpeln, leben wir entspannter. Durch eine Konzentration auf das Wesentliche lässt sich eine höhere Lebensqualität realisieren als in einer reizüberfluteten Konsumsphäre, denn die begrenzte Aufnahmekapazität eines Homo sapiens verhindert, dass alles, was Menschen sich leisten können, auch ausgekostet werden kann.

Wie sieht der zweite Schritt aus?

Die freigestellten 20 Stunden können genutzt werden, um ergänzende Selbstversorgungsleistungen zu erbringen. Dazu zählen der Anbau, die Lagerung und Zubereitung von Nahrungsmitteln, aber auch die Herstellung einfacher Produkte in Werkstätten, Ressourcenzentren und an sonstigen dafür geeigneten Lernorten. So lässt sich beispielsweise aus einigen alten und kaputten Notebooks, die ausgeschlachtet werden, ein lauffähiges bauen. Genauso kann mit Möbeln, Textilien und sonstigen Gegenständen verfahren werden. Auch Dinge gemeinschaftlich zu nutzen, zählt zur Selbstversorgung. Wenn sich fünf Menschen eine Waschmaschine, ein Auto, einen Rasenmäher etc. teilen, sparen sie nicht nur viele Ressourcen, sondern vor allem Geld, für das sie sonst arbeiten müssten. Je weniger Geld benötigt wird, um über die Runden zu kommen, desto kleiner kann die Wirtschaft sein.

Wenn wir unser Leben entrümpeln, leben wir stressfreier.

Noch wichtigere Subsistenzmaßnahmen bestehen in der Reparatur, dem achtsamen Umgang mit Dingen und generell der Instandhaltung, um die Nutzungsdauer von Gebrauchsgegenständen zu verlängern. Eigene Produktion, Gemeinschaftsnutzung und Reparatur bedeuten keinen Rückzug ins Private, sondern bedürfen vieler sozialer Netze und Nachbarschaften, um sich in unterschiedlichen Fähigkeiten zu ergänzen. Mit anderen Worten: Wir brauchen Freunde, um die Welt zu retten.

Was verbirgt sich hinter der dritten Stufe, der Regionalökonomie?

Dort, wo die drei genannten Strategien der Selbstversorgung an Grenzen kommen – es geht dabei schließlich nur um einfache Leistungen, die nicht alle Bedürfnisse abdecken können –, kommen kreative Unternehmer*innen als Basis einer Regionalökonomie ins Spiel: Die professionelle Reparatur, Sharing-Leistungen, eine ökologische Landwirtschaft möglichst basierend auf dem Konzept der solidarischen Landwirtschaft etc. sind gute Beispiele. Zudem kann eine regionale Güterherstellung in Werkstätten und Manufakturen durch kleine und mittelständische Betriebe globale Abhängigkeiten mindern. Dies ermöglicht nicht nur geringere Distanzen zwischen Verbrauch und Produktion, sondern lässt auch mehr Arbeitsplätze als in der automatisierten Industrie entstehen.

Und wie sieht die letzte Stufe Ihres Konzepts aus?

Die restliche Industrie wird infolge der drei vorgenannten Reduktionsstufen mit einer weitaus geringeren Produktionskapazität auskommen. Nehmen wir das Beispiel Waschmaschinen. Es würden in einer Postwachstumsökonomie pro Jahr nur noch so viele Waschmaschinen produziert, wie innerhalb dieses Zeitraumes nach Ausschöpfung aller Reparaturmöglichkeiten nicht zu retten sind. Dasselbe gilt für Häuser, Möbel, Autos, Fahrräder und so weiter. Wir reduzieren den Bedarf an Gütern durch Gemeinschaftsnutzung und durch die starke Erhöhung der Nutzungsdauer. Die Rolle der Industrie besteht dann nicht darin, den Güterbestand zu erhöhen, sondern einen nicht wachsenden, innerhalb

ökologischer Grenzen darstellbaren Güterbestand zu erhalten und zu veredeln. In die neuen Waschmaschinen fließt der technische Fortschritt ein, der sich zwischenzeitlich ereignet hat – insbesondere im Hinblick auf Langlebigkeit und Reparabilität. Denn in den letzten Jahrzehnten ist der frühe Verschleiß zur Maxime der Industrieproduktion geworden. Dies als Fortschritt zu bezeichnen, ist purer Zynismus.

Suffizienz bedeutet ja Verzicht ...

Da muss ich Ihnen gleich ins Wort fallen: Wie kann ein Mensch auf etwas verzichten, das ihm als physischer Gegenwert einer plünderungsfreien Arbeit nie zugestanden haben kann. Was ebenfalls gegen die Verwendung des Begriffs „Verzicht“ spricht, ist die bereits erwähnte Reizüberflutung. In den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften wurde immer übersehen, dass Konsum nur dann einen Nutzen stiften kann, wenn dem betreffenden Objekt oder der Handlung genug Zeit gewidmet werden kann, um stressfrei zu genießen. Da Zeit aber die knappste Ressource ist, über die Menschen verfügen, kann sich Konsum nur positiv entfalten, wenn er auf das Maß beschränkt wird, das sich stressfrei nutzen lässt.

Gibt es außer Krisensituationen wie die Energiekrise weitere „opportunities for change“, die eine Veränderung bewirken können?

Ein sich ausweitendes Netz an Real-laboren, wachstumskritischen Gegenkulturen und einer ökologischen Avantgarde gibt Anlass zur Hoffnung. Entscheidend für den Wandel zum Weniger sind Pioniere, die in Nischen vorwegnehmen und erproben, was zur Lösung beitragen könnte, wenn es von hinreichend vielen anderen imitiert würde. Spätestens wenn Krisen sich verschärfen und Orientierungslosigkeit um sich greift, werden auch jene, die heute keine Konsequenzen zu ziehen bereit sind, froh sein, wenn sie auf das Erfahrungswissen dieser Vorreiter zugreifen können, um in einem künftigen Zeitalter der Knappheit genügsam, aber auskömmlich leben zu können. Deshalb sollte die Nachhaltigkeitsforschung solche Aktivist*innen ermutigen, durchzuhalten, auch wenn ihr Einfluss

Wir brauchen Freunde, um die Welt zu retten

auf die gesellschaftliche Mehrheit momentan noch gering ist. Diese Minderheiten sind die Helden der Nachhaltigkeit.

Wenn jemand auf Sie zukäme, der sich noch nicht mit nachhaltigem Leben beschäftigt hat, aber einen Anfang machen möchte, welche fünf Tipps würden Sie ihm mit auf den Weg geben?

Erstens wäre die individuelle CO₂-Bilanz zu ermitteln. Wenn die Zivilisation überleben soll, darf pro Kopf und Jahr nicht mehr als eine Tonne CO₂ emittiert werden. In Deutschland liegt dieser Wert übrigens momentan bei knapp 12 Tonnen. Anhand der persönlichen CO₂-Bilanz ist sofort erkennbar, wo die naheliegendsten Reduktionspotenziale liegen. Das ist oft der Luxus. Zweitens ist es ratsam, sich danach umzuschauen, mit wem oder mit welchen Netzwerken gemeinsam eine urbane oder regionale Selbstversorgung aufgebaut werden kann: Dies umfasst die solidarische Landwirtschaft ebenso wie Repair Cafés, Tausch- und Verleihsysteme, kommunale Ressourcenzentren, offene Werkstätten, Lernorte und Lebensgemeinschaften für postwachstumstaugliche Praxis. Drittens stellt sich die Frage danach, ob die Arbeitszeit reduziert werden kann. Viertens sollten handwerkliche und Reparaturkompetenzen entwickelt werden, um möglichst viele Dinge zu retten, die andernfalls Abfall werden und überdies neu produziert werden müssten. Fünftens bietet sich eine meditative Übung an, die darin besteht, das eigene Leben aus einer Vogelperspektive zu betrachten und sich die Frage zu stellen: Welche ökologisch fragwürdigen Handlungsmuster und Dinge lassen sich erkennen, die völlig überflüssig sind, also schlicht weggelassen werden können? Sich von Wohlstandsballast zu befreien, der nur das Leben verstopft, ist eine wohlthuende Übung.

Wie kann ich mir Ihre Lebensgestaltung vorstellen? Wie setzen Sie Ihr eigenes Konzept um?

Ich bin seit Ende der 1970er Jahre Vegetarier, besitze kein Auto, fliege niemals und habe kein Einfamilienhaus. Außerdem habe ich noch nie ein Mobiltelefon besessen, auch kein Tablet oder eine Spielkonsole. Ich habe keinen Fernseher, habe kein

einziges elektrisches Werkzeug, und trotzdem bastle ich viel – das Werkzeug dafür leihe ich mir von Nachbarn, mit denen ich mir auch eine Waschmaschine teile. Übrigens als Gegenleistung dafür, dass ich dort Gartenarbeit verrichte, um mich körperlich fit zu halten, aber auch Reparaturen übernehme. Für öffentliche Anlässe habe ich nur eine Jeans, die nicht geflickt ist. Ich besitze verschiedene alte Rechner, von denen ich keinen gekauft habe.

Stattdessen repariere oder ertüchtige ich Endgeräte, die sonst weggeworfen worden wären. Fast alle meine Möbel und meine Stereoanlage sind uralt und aufgearbeitet.

Gibt es irgendeinen Luxus, den Sie sich gönnen?

Oh ja, ich bin total verwöhnt. Ich hänge ständig in Kneipen, auf Konzerten, spiele in zwei Bands, lese viel, fahre dauernd Rad, gehe gern wandern. Leider trinke ich zu viel Kaffee, sollte weniger mit der Bahn reisen und nicht so oft im Internet sein. Und ich besitze viele Platten, CDs und viel Literatur. Aber das meiste davon wurde gebraucht gekauft. Wenn ich einen Vortrag in Bayern, Österreich oder der Schweiz halte, ziehe ich meistens gleich die Wanderschuhe an.



Prof. Dr. Niko Paech lehrt und forscht an der Universität Siegen als außerplanmäßiger Professor im Bereich der Pluralen Ökonomik. Seine Forschungsschwerpunkte liegen unter anderem im Bereich der Umweltökonomie, der Ökologischen Ökonomie und der Nachhaltigkeitsforschung. Er hat das Buch „Befreiung vom Überfluss – Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie“ geschrieben, das bereits in der 12. Auflage erschienen ist. Vor Kurzem erschien die Streitschrift „Wachstum?“, in der Paech und die Philosophin Katja Gentinetta ihre Standpunkte zu Wachstum gegenüberstellen.

Diese Minderheiten sind die Helden der Nachhaltigkeit



Text Carolin Scholz Fotos David Ertl

Bei der Diakonie Düsseldorf gehören Reisen in virtuelle Welten zum Konzept. Die Spiele mit neuer VR-Technik sollen nicht nur Spaß machen, sondern auch die Familie stärken.



Beziehungsarbeit im virtuellen Raum

Als Max die VR-Brille abnimmt, hat er einen roten Kopf und ein Grinsen auf dem Gesicht. „Ich hab viel öfter getroffen als du“, sagt er in Richtung seiner Mutter. Die nimmt es gelassen. Sie gönnt ihrem Sohn das Erfolgserlebnis. Der 14-Jährige hat eben schneller verstanden, wie mit Pfeil und Bogen umzugehen ist. Gerade haben die beiden zusammen eine knappe halbe Stunde versucht, sich den Weg aus dem Keller eines antiken griechischen Tempels zu bahnen – eine Art Escape-Room-Spiel in einer virtuellen Welt.

VR steht für Virtual Reality, also virtuelle Realität. Von außen wirken die Brillen wie eine Art Helm. Die Spieler*innen schauen durch zwei Linsen, die den Blick durch ein Fernglas

Grundidee ist es, die Technik zu nutzen, um Familien wieder besser in Kontakt zu bringen.

Mutter Karin Fritz taucht mit der VR-Brille in virtuelle Welten ab.



suggestieren. So taucht man in eine virtuelle Welt ab, was durch die integrierten Kopfhörer an den Seiten noch weiter verstärkt wird. In den Händen haben die Spieler*innen je einen Controller, mit denen sie in der virtuellen Welt zum Beispiel greifen, werfen oder anders interagieren können.

Die VR-Spiele sind Teil eines Projekts der heilpädagogischen Tagesgruppen der Diakonie Düsseldorf. Seit 2020 kommen Eltern und Kinder immer wieder in den VR-Raum im Dachgeschoss am Oberlinplatz. Dort können sie Unterwasserwelten erkunden, Montagsmaler im virtuellen Raum spielen oder Rätsel lösen wie Max und seine Mutter Karin Fritz.

Spannungsfreies Spiel

„Grundidee ist es, die Technik zu nutzen, um Familien wieder besser in Kontakt zu bringen“, sagt Matthias Hainski, Teamleiter einer heilpädagogischen Tagesgruppe. Der VR-Raum soll ein Ort für spannungsfreie Kommunikation für Eltern und Kinder sein – sie sammeln hier gemeinsam positive Erlebnisse. Außerdem sind die Spiele oft kooperativ – Elternteil und Kind müssen also miteinander sprechen und zusammenarbeiten, um Rätsel und Aufgaben zu lösen.

Zu Beginn ihres Abenteuers landen Max und Karin Fritz in einem dunklen Raum. Nur eine Fackel beleuchtet die Wände. Nach kurzem Umsehen stellen beide fest, dass sie allein sind – Max ist in einem anderen Raum als seine Mutter. Doch da ist eine Tür. Verschlossen. An einer der Wände entdeckt Karin Fritz mehrere Schlangen aus Gold. An manchen Stellen sind sie beweglich und verschoben – der Schlangenkörper also unterbrochen. Sie probiert es zuerst aus: Dreht man diese Stellen so, dass sie sich passend in den Körper der Schlange einfügen, bewegt sich anderswo im Raum etwas. Und plötzlich lässt sich die Tür öffnen. „Max, ich



hab's“, sagt Karin Fritz und erklärt ihrem Sohn, was er tun muss. Beide können in den nächsten Raum eintreten – zusammen.

Wissensvorsprung für die Eltern

Vor der ersten gemeinsamen VR-Sitzung treffen die Verantwortlichen Matthias Hainski und Carina Otto die Eltern erst einmal alleine. Bei diesem Treffen versuchen sie herauszufinden, welche Spiele für das Kind geeignet sind. Hat Sohn oder Tochter vielleicht Angst vor der Unterwasserwelt oder vor Höhen? Noch viel wichtiger aber: Die Eltern probieren die VR-Technik schon einmal alleine aus und machen sich mit ihr vertraut. So haben sie einen kleinen Wissensvorsprung, wenn das erste Spiel mit Kind auf dem Plan steht. „Die Eltern sollen von ihren Kin-

dern als kompetent wahrgenommen werden“, sagt Carina Otto, die auch eine der Tagesgruppen leitet. Viele hätten weniger Berührungspunkte mit neuer Technik als ihre Kinder. Bei dem ersten Treffen können sie schon einmal alleine üben.

Für Max und Karin Fritz ist es aber lange nicht das erste Mal. Sie gehören zu einer der Familien, die von Anfang an dabei waren. Auch deshalb spielen sie für fast eine halbe Stunde. „Da tasten wir uns immer erst einmal ran“, sagt Matthias Hainski. Die virtuelle Welt kann fordernd sein. Das Spielen darin anstrengend. Anfangs spiele man eher kurze und einfache Spiele und mache viele Pausen dazwischen. Auch um sogenannter Motion Sickness vorzubeugen – manchen Spieler*innen wird beim Spielen übel oder schwindlig. Auch die Nachbereitung mit den Pädagog*innen ist wichtig. Sich nach

**Das ist Zeit,
die wir für uns
haben.**

dem Spielen über das Gesehene, Erfahrene und Erlebte auszutauschen und wieder in der realen Welt anzukommen. „Am besten fand ich das Bogenschießen“, sagt Max dann etwa. Und: „Da am Anfang, da war ich echt verzweifelt.“

Matthias Hainski und Carina Otto begleiten Eltern und Kind aber auch während des Spiels. Zwar ist der Raum am Oberlinplatz recht groß und frei geräumt, wenn die Spielenden aber sehr vertieft in ihr Spiel sind, kommt es vor, dass sie sich unbewusst bewegen. Doch die beiden verhindern nicht nur, dass Max und seine Mutter der Wand zu nah kommen, sie erinnern sie auch daran, zu kommunizieren. Auf zwei Bildschirmen können sie das sehen, was auch die Spielenden sehen. „Max, sag doch mal der Mama, wie du das gerade gemacht hast“, sagt Matthias Hainski immer wieder und Max erklärt.

Kinder stärken

Denn es geht im VR-Raum eben nicht nur um den Spaß am Spiel, sondern auch um die Kommunikation. Das Angebot richtet sich an die Kinder in den heilpädagogischen Tagesgruppen und ihre Eltern. In einer Gruppe werden höchstens sieben Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren von drei studierten Pädagog*innen betreut. Die Kinder, die diese Gruppen besuchen, tun das aus unterschiedlichen Gründen. Manche haben Traumaerfahrungen, manche emotional-sozialen Förderbedarf. Manchmal können sich die Eltern nicht so kümmern, wie sie möchten, weil sie selbst eine psychische Erkrankung haben. Manche der Kinder haben Autismus, Sozial- oder Bindungsverhalten sind gestört oder ihnen fehlt es an Impulskontrolle. Manche haben auch ADS oder ADHS – so wie Max.

Er war ungefähr von der 2. bis zur 5. Klasse in einer der Tagesgruppen.

Die Tagesgruppe war für uns ein Sechser im Lotto.

Vor der ersten gemeinsamen VR-Sitzung treffen die Verantwortlichen Matthias Hainski und Carina Otto die Eltern erst einmal alleine.

Vorher hatte er in der Schule einen Integrationshelfer, doch die Eltern merkten bald, dass er mehr Förderung braucht. „Die Tagesgruppe war für uns wie ein Sechser im Lotto“, sagt Karin Fritz. Am Anfang setzen Eltern und Kinder dort ein Ziel, das durch die Betreuung erreicht werden soll. Für Max' Eltern war das, dass er in der Schule besser klarkommt, vor allem emotional. Viele Eltern von Kindern mit ADHS bekommen aus der Schule sehr viel negative Rückmeldung. „Die Familien sind oft sehr demotiviert, wenn sie zu uns kommen“, sagt Tanja Peters, die das Sachgebiet der heilpädagogischen Tagesgruppen der Diakonie Düsseldorf leitet. In der Zusammenarbeit mit Eltern und Kind werde versucht, den Blick wieder mehr auf die Stärken und positiven Eigenschaften des Kindes zu lenken.





Begrenzte Bildschirmzeit

Das VR-Projekt fügt sich in dieses Vorhaben ein – und ist doch ungewöhnlich. Es gibt bislang noch kaum andere Projekte, in denen VR-Technik im heilpädagogischen Kontext eingesetzt wird. Auch wenn in der pädagogischen Arbeit die Nutzung von Medien nicht pauschal abgelehnt wird, wird sie doch kritisch betrachtet. Die tägliche Bildschirmzeit versuchen Eltern eher zu begrenzen. Auch Max' Eltern. Für Karin Fritz ist das gemeinsame Spielen im VR-Raum aber doch anders. „Es ist spannend, mit ihm zusammen in so ein Medium einzusteigen“, sagt sie. Max spiele eben nicht alleine und sei in seiner eigenen Welt, sondern teile die Freude am Spiel mit seinen Eltern.

„Das können schöne Anknüpfungspunkte sein, um wieder mehr in Kontakt zu kommen“, sagt Tanja Peters. „Das ist Zeit, die wir nur für uns haben“, sagt Karin Fritz. Die Erlebnisse im VR-Raum sind danach oft noch Gesprächsthema. Je regelmäßiger die Termine, desto besser können Matthias Hainski und Carina Otto auch die Entwicklung der Kinder mit ihren Eltern erkennen. „Max war am Anfang immer sehr auf sich konzentriert“, sagt Matthias Hainski, „aber mit der Zeit hat er immer mehr auf seine Mutter geachtet und gehört.“

Was die beiden Verantwortlichen am Projekt aber besonders freut: Alle, die mitmachen, gehen immer mit einem guten Gefühl und einem Lächeln im Gesicht nach Hause. Und können den nächsten Termin kaum erwarten.

Digitale Assistenten – Die Zukunft der Pflege?

Deutschland 2023. Die Altenpflege ächzt unter der Belastung.

Drei Jahre Corona haben ihre Spuren hinterlassen. Der Fachkräftemangel bringt die verbleibenden Mitarbeitenden an ihre Grenzen. Es muss etwas geschehen, sagen viele, die in der Altenpflege arbeiten oder die dafür verantwortlich sind.

Aber wie sieht die Zukunft aus? Ein Gespräch mit Thomas Matthes, der nach vielen Jahren in der Leitung einer Pflegeeinrichtung wieder als normaler Altenpfleger arbeitet, und Michael Früh, der in der Schweiz ein Unternehmen leitet, das Assistenzroboter für das Gesundheitswesen herstellt.

Gespräch Christoph Wand Foto F&P Robotics

Herr Matthes, Herr Früh, werfen wir mal einen Blick in die Zukunft: Es ist das Jahr 2073, wie sieht es aus in einem Pflegeheim?

Früh Ich stelle mir die Zukunft so vor, dass die alten Menschen viel öfter in normalen Wohnungen wohnen, in Mehrgenerationenhäusern, und dass sie dort je nach ihren Bedürfnissen Unterstützung bekommen. Dass sie so lange wie möglich autonom und selbstständig leben können.

Matthes Tatsächlich ist das oft der größte Schritt, dass die Menschen aus ihrer häuslichen Umgebung herausgerissen werden. Da hat jemand vorher auf 80 Quadratmetern gelebt und muss jetzt mit 20 Quadratmetern zurechtkommen. Das neue Zuhause ist dann oft schwer zu akzeptieren, egal, wie viel Mühe sich die Pflegekräfte geben. Wir müssen es schaffen, die Menschen so lange wie möglich zu Hause zu lassen. Natürlich wird es auch weiterhin Pflegeheime geben müssen. Aber wie die aussehen werden, das ist eine gute Frage. Der Fachkräftemangel wird mit Sicherheit nicht besser.

Und die Menschen werden immer älter. Dann sind doch auch mehr Menschen in Pflegeheimen, oder?

Früh Nicht unbedingt. Der Fortschritt findet ja auf vielen Ebenen statt. Schon jetzt ist es doch oft so, dass ein Mensch nicht wegen seiner körperlichen Einschränkungen, sondern wegen einer Demenz ins Pflegeheim kommt. Wer weiß: Vielleicht gibt es in 50 Jahren gute Medikamente gegen Demenz, und wir haben dadurch und durch den weiteren medizinischen Fortschritt viel weniger Menschen, die ein Pflegeheim brauchen, und viel mehr Menschen, die mit Assistenz zu Hause leben können.

Matthes Es gibt schon jetzt Hilfen, die auch im Pflegeheim denn Alltag etwas erleichtern. Wir arbeiten zum Beispiel mit einer Uhr, die bei den Bewohner*innen den Blutdruck messen kann, die Sauerstoffsättigung und auch Stürze erkennt und die automatisch an uns Pflegekräfte meldet, wenn wir einschreiten müssen. Das hilft uns schon sehr. Und wir werden solche Unterstützung auch brauchen, denn mit der aktuellen Personalausstattung ist die Arbeit kaum zu schaffen.

Früh Und genau dafür sind auch unsere Assistenzroboter gedacht. Viele reden von Pflegerobotern, aber das erweckt einen falschen Eindruck. Sie ersetzen keine Pflegekräfte, sondern assistieren ihnen. Sie übernehmen Botengänge,

können Oberflächen desinifizieren, als zusätzliches Augenpaar nachts die Gänge abfahren oder an Veranstaltungen im Haus erinnern. Alles, damit Pflegekräfte mehr Zeit für ihre eigentliche Arbeit haben.

Aber gibt es nicht doch Angst, dass die Pflege immer technischer wird?

Früh Ich habe in letzter Zeit etwa 20 Pflegeheime besucht und war überrascht, wie positiv die älteren Menschen auf unsere Roboter reagieren. Die sind viel offener, als wir das erwartet hätten. In den Pflegeheimen ist manchmal nicht so wahnsinnig viel los, da sind die Roboter auch eine willkommene Abwechslung.

Matthes (lacht) Ich hätte auch nichts gegen einen zusätzlichen Kumpel, der da so rumkurvt. Ich hätte auch genug Arbeit für ihn. Wenn ich alleine in der Nachtwache bin, in einem Patient*innenzimmer beschäftigt, und dann klingelt es am anderen Ende des Wohnbereichs – da wäre es schon toll, wenn der Roboter dann da hinfahren und sagen könnte, dass es einen Moment dauert, aber gleich jemand kommt. Aber insgesamt gibt es in der Pflegelandschaft eine große Zurückhaltung gegenüber diesen Neuerungen. Leider suchen viele immer nach Gründen, warum sich nichts ändern sollte, anstatt so etwas einfach mal auszuprobieren.

Früh Ich verstehe auch, dass die Arbeitsbelastung oft so hoch ist, dass einfach die Zeit dafür fehlt, sich mit dem Neuen intensiv zu beschäftigen. Die Roboter sind Hightech-Produkte, da braucht es Menschen, die sich in die Handhabung einarbeiten. Und natürlich kosten sie auch noch viel. Aber das wird sich im Laufe der Zeit ändern. Sie werden in Zukunft günstiger werden, gleichzeitig aber auch noch mehr können.

Was denn zum Beispiel?

Früh In der Sensorik und der Analyse der Umgebung zum Beispiel. Dass die Roboter schon am Gang eines Menschen erkennen können, ob ein Sturz droht, das ist keine Zukunftsmusik mehr. Oder das Beispiel Chat-GTP, das zeigt, dass sich in der Kommunikation einiges tut. Wir werden solche Technik implementieren, damit unsere Roboter auch bessere Gespräche führen können.

Also ersetzen die Roboter doch die Menschen?

Früh Nein, das werden sie auf absehbare Zeit auch nicht können. Wir werden unsere Roboter auch nicht so programmieren, dass sie vortäuschen, Empathie zu haben.

Matthes Da wäre auch für mich eine Grenze erreicht. Das Emotionale muss tabu sein.

Bleibt die Frage nach dem Finanziellen. Schon jetzt weiß man doch kaum, wie die Pflege finanziert werden soll.

Früh Auch da glaube ich an eine gute Zukunft. Der technische Fortschritt wird die Produktivität weiter erhöhen und damit das Wachstum sichern. Für die Schweiz würde ich mir vielleicht noch eine Pflegeversicherung wünschen. Die Menschen müssen schon extrem viel aus eigener Tasche zuzahlen, das könnte man besser gestalten.

Matthes Ich bin da nicht so optimistisch. Wir haben die Pflegeversicherung und trotzdem sind immer mehr Pflegebedürftige auf Sozialhilfe angewiesen. In Zukunft wird das wohl fast jeder sein. Da brauchen wir völlig neue Konzepte. Ich bin gespannt, wie man das lösen will.

Ein Assistenzroboter im Einsatz. Werden solche Roboter in Pflegeheimen schon bald zur Normalität?





Scheitern
ist in Ordnung

Diese Schule will aufs Leben vorbereiten, aber nicht ausschließlich mit Mathe und Deutsch, sondern mit Herausforderungen, die die Schüler*innen meistern sollen. Mal alleine, mal im Team, mal im Ausland, mal drei Wochen auf Reisen – ohne Hilfe von Erwachsenen.

Je mehr man über diese Schule erfährt, umso mehr muss man den Kopf schütteln. Nicht, weil sie besonders schlecht, die Schüler*innen besonders ruppig wären. Nein, man muss den Kopf schütteln, weil an dieser Schule so vieles anders ist als an den allermeisten Schulen in Deutschland. In dieser Woche zum Beispiel, Mitte Februar, sind die Klassen 7 bis 9 gar nicht da, weil sie sich von Montag bis Freitag zwei, drei, vier Filme im Kino anschauen. Je nachdem, wie viel das Programm des Filmfestivals „Berlinale“ hergibt. „Die freuen sich auf Kino und merken gar nicht, wie viel sie dabei lernen“, sagt Uli Marienfeld und lacht schelmisch. Und das sei noch das Normale. Richtig aufregend werde es, wenn die Schüler*innen sich jedes Jahr für drei Wochen aufmachen, ohne Handy, mit jeweils 150 Euro ausgestattet, um eine Herausforderung zu meistern.

Über 35 Jahre ist Marienfeld schon Schulleiter, unterrichtet selbst noch Mathematik und Sport, seit ein paar Jahren nun hier an der Evangelischen Schule Berlin Zentrum in Berlin, einer freien und privaten Gemeinschaftsschule mit 500 Schüler*innen von der 7. bis 13. Klasse. Nach Elite sieht es hier aber nicht aus, die zwei Schulgebäude wirken unscheinbar bis heruntergekommen. Auch die Schüler*innen kommen nicht in Anzug oder Uniform, sondern mit Kapuzenpulli und Baggy Pants. Zigaretten werden noch hastig vor dem Schultor ausgedrückt, es wird „hey Digger“ und „Bruder“ gesagt und herumgealbert, so wie auf den allermeisten Schulhöfen.

Marienfelds Büro ist im Erdgeschoss, man erkennt es an der offenen Tür. „Die steht immer auf, nicht nur sinnbildlich, sondern tatsächlich“, sagt er und lacht wieder. Draußen hört man Lehrer und Schüler reden, das Telefon der Sekretärin klingelt, eine Lehrerin steckt ihren Kopf herein, hat eine kurze Frage, die er beantwortet. Mit am Tisch sitzt eine angehende Schulleiterin aus einem anderen Stadtbezirk, sie will herausfinden, was diese Schule anders macht. Überhaupt hätten sie ständig Besuch aus ganz Deutschland, Lehrer*innen, Studierende, Journalist*innen, alle schauen ihnen an die Tafel.

„Ich will meine Schüler*innen herausfordern. Aber nicht darin, die besten Noten zu schreiben, sondern darin, sich dem Leben zu stellen und gerne auch mal zu scheitern. Wofür sonst ist denn Schule da?“, fragt Marienfeld. Das Abitur machen sie hier natürlich auch noch. „Aber eher nebenbei.“

Los geht es um 8.30 Uhr, eine halbe Stunde später als an den staatlichen Schulen. Der Unterricht heißt nicht Unterricht, sondern ist in verschiedene Lernformate unterteilt. Eines davon sind die Lernbüros, also Mathe, Deutsch und Fremdsprachen. Dabei lernen die Schüler*innen jahrgangsübergreifend, 7. bis 9., 10. bis 11. Klasse und die Oberstufe – aber im jeweils individuellen Tempo. Jede*r



Uli Marienfeld ist seit 35 Jahren Schulleiter. Seine Tür steht immer offen.

Schüler*in sucht sich einen sogenannten Lernbaustein aus, bearbeitet diesen selbstständig. Frontalunterricht gibt es nur selten, stattdessen gehen die Lehrer*innen herum, helfen und erklären. Tests werden geschrieben, wann, entscheiden die Schüler*innen. Wichtig ist nur, dass alle Bausteine und alle Tests am Ende des Jahres geschafft sind. „Damit fördern wir das selbstständige Lernen und schauen gleichzeitig auf jeden einzelnen Schüler, jede einzelne Schülerin“, sagt Marienfeld. Bis Klasse 9 gibt es auch keine Noten.

Das ist echt hart, da die Klappe zu halten.

Noch wichtiger als Mathe und Deutsch, so scheint es, ist das, was sonst noch passiert. Jeden Mittwochmorgen helfen die Schüler*innen für zwei Stunden in einer Kita aus, in Alten- und Pflegeheimen, in Suppenküchen oder im Tierheim. „Projekt Verantwortung“, sagt Marienfeld. Wer möchte, kann auch in der Schule den Garten pflegen, Hochbeete bauen, die Unterrichtsräume gestalten. Danach gibt es Projektstunden, in denen sich die Schüler*innen mit dem Klimawandel beschäftigen, mit Identität und Gemeinschaft, aber auch mit Naturwissenschaften oder Musik. Sie

planen eine Ausstellung, organisieren eine Podiumsdiskussion, drehen einen Film. Expert*innen kommen von außerhalb und berichten aus ihren Berufen. Dazu gibt es wöchentliche Schulversammlungen, in denen Demokratie geübt wird. Das ist der Alltag in der Schule.

Dann, im Frühsommer, wird es auf einmal leer in der Schule. Die Schüler*innen der 7. bis 10. Klasse sind ausgeflogen. „Sich für die Zukunft wappnen, mutig sein, etwas völlig anderes erleben, über sich hinauswachsen“, so Marienfeld, genau darum gehe es in dem Lernformat „Herausforderung“. Drei Wochen sollen sich die Schüler*innen einer Aufgabe widmen, etwas schaffen und sich durchbeißen. Dazu teilen sie sich in Gruppen auf, dann überlegen sie sich, was sie machen wollen, sprechen das mit den Tutor*innen ab. Schließlich geht es an die Planung: Wer kümmert sich um die Route, den Zug, die Übernachtungen. Es geht aber auch darum, welche Regeln und Werte sie sich als Gruppe geben wollen. Wer soll welche Rolle übernehmen? Alles wird in einem Heftchen festgehalten.

Die einen fahren zu fünft mit dem Fahrrad an die Ostsee, die anderen überqueren die Alpen oder umrunden den Bodensee. Wichtig dabei ist, dass sie pro Person nur 150 Euro zur Verfügung haben, außerdem ein altes Handy für den Notfall. Die erwachsene Begleitperson darf sich nicht einmischen. Alle Entscheidungen treffen die Jugendlichen selbst, es sei denn, sie sind lebensgefährlich. „Das ist echt hart, da die Klappe zu halten“, sagt Maria Jacobi, die im Lehrerzimmer einen Kaffee trinkt, nebenbei kleine Hefte

nach Farbe sortiert, kurz noch mit einer Schülerin spricht, dann noch einmal losmuss. Jacobi wirkt energisch, seit drei Jahren ist sie an der Schule und freut sich über jeden neuen Tag. „Wenn die Kinder sich zum Beispiel nur mit Fanta und Chips eindecken, obwohl die Geschäfte in den nächsten Tagen zu haben, dann muss man sich echt auf die Lippen beißen“, sagt sie. Oder wenn sie der Meinung sind, dass dieser Weg der richtige ist. Oder wenn sie sich entscheiden, lieber eine lange Pause zu machen und nicht auf das Wetter zu achten. „Diese Touren können auch scheitern und gegen die Wand fahren, aber das ist in Ordnung“, sagt sie. Es muss aber nicht immer eine Reise sein, manche planen und üben ein Musical ein, andere bauen einen Abenteuerspielplatz auf, wieder andere helfen auf einem Bauernhof.

„Am besten ist es, wenn sie gemeinsam eine schwierige Erfahrung durchstehen müssen“, sagt Maria Jacobi. Wenn bei der Wanderung durch die Alpen das Wetter so schlecht ist, dass sie sich an den Händen halten und sich gegenseitig motivieren. Wenn sie in ein Dorf kommen und bei den Bauern um Wasser oder einen Schlafplatz bitten. „Und sie lernen sich besser kennen“, sagt sie. Einer, der vorher erst der Außenseiter war, konnte sehr gut kochen. Die anderen haben ihn angebettelt, dass er die Kocherei übernimmt, dafür würden sie sein Zelt immer aufbauen. Oder wieder ein anderer, sonst ruhig und schüchtern, der auf einmal die anderen motivierte, der die Kühe verscheuchte, als diese in die Zelte schauen wollten.

Oscar sitzt mit seinen beiden Kumpels in einem der Lernräume. Ein ruhiger, bedachter junger Mann mit kurzen, dunklen Haaren. Er ist in der 12. Klasse, sein erstes

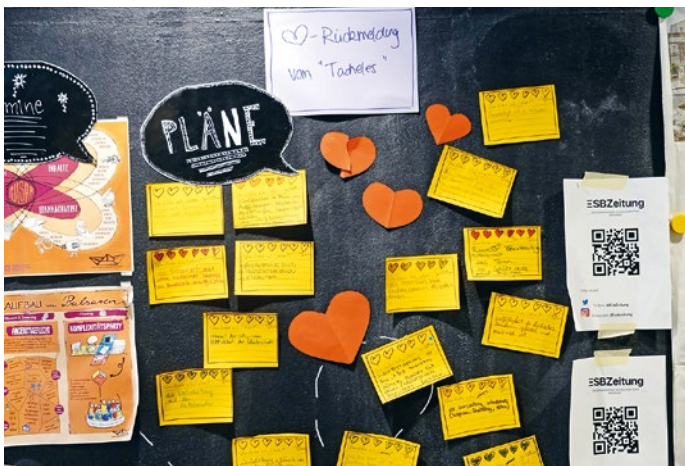
Abijahr, gerade brütet er über ein paar Aufgaben. „Mir macht es Spaß, zur Schule zu kommen, es ist ein Raum, in dem ich mich entfalten kann“, sagt er. Er erinnert sich noch gut an seine Herausforderungen. In der 8. Klasse sind sie nach Mecklenburg-Vorpommern gereist, haben auf einem Ferienhof im Wohnwagen geschlafen und geholfen, Unkraut jäten, Gelände markieren. „Das war schon ein krasses Gefühl. Das erste Mal auf sich alleine gestellt sein, alles selbst zu planen. Das prägt, macht selbstständiger“, sagt er. Ein Jahr darauf wollte ein Busfahrer sie und ihrer Räder nicht mitnehmen, also mussten sie fahren, 10, 20, 30 Kilometer. Sie hatten keine Karte, kein Smartphone, irgendwann klingelten sie an einem Haus. Der Mann hatte Mitleid und schenkte ihnen eine Fahrradkarte, irgendwann spätabends kamen sie an ihrem Ziel an. „Das war ein tolles Gefühl, es allein geschafft zu haben.“

Das erste Mal auf sich allein gestellt zu sein, alles selbst zu planen. Das prägt.

In der 11. Klasse kommt dann das große Abenteuer, drei Monate allein im Ausland, aber nicht in den Ferien, sondern in der Schulzeit, und auch nicht in einer anderen Schule, sondern wirklich arbeiten. Manche beobachten für den Naturschutzbund Vögel im Wattenmeer, andere reisen nach Schweden, um auf einem Ökobauernhof mit anzupacken. Manche nutzen die Gelegenheit und fahren in das Land ihrer Vorfahren nach Tansania, nach Kuba, um dort zu arbeiten.

Oscar war in Irland, dort hat er auf einem Bauernhof geholfen. Er hat Zäune gebaut, sich um die Tiere gekümmert, Pferdemist geschaufelt. Das Wichtigste aber: „Ich bin dort Teil der Familie geworden“, sagt er. Natürlich hatte er Heimweh, zwischendurch wäre er am liebsten auf und davon. „Aber ich habe durchgehalten“, sagt Oscar stolz. Er erinnert sich, wie er morgens aus seiner kleinen Hütte trat, auf die Hügel schaute, die Schafe und den Hund hörte und realisierte, dass er jetzt hier sei. „Sie gehen als Jugendliche und kommen als Erwachsene wieder“, sagt Marienfeld.

Die Zukunft, sagt der Direktor dieser unscheinbaren Schule in Berlin-Mitte, ist ungewiss. Aber seine Schüler*innen haben alle Werkzeuge an die Hand bekommen. Sie sind neugierig, können durchhalten und sich in neue Situationen hineindenken.



Über den eigenen Horizont hinausschauen – das ist an der Evangelischen Schule Berlin Zentrum Teil des Unterrichts.

Gemeinsam ist man weniger allein

Text und Fotos Miriam Arndts



Seniorenhausgemeinschaften – die Wohnform der Zukunft?

Hausgemeinschaften für Senior*innen sind in Dänemark äußerst beliebt – Tendenz steigend. Das nachbarschaftliche Miteinander steht dabei im Mittelpunkt. Ein Besuch im Kamelia Hus in Kopenhagen.

Sie sind nicht zu übersehen an diesem grauen Februarmorgen. Und auch nicht zu überhören. Rund ein Dutzend Senior*innen in gelben Warnwesten haben sich mit ihren Fahrrädern in einer Wohnsiedlung in Kopenhagen versammelt. Sie besprechen, welche Route sie heute fahren wollen.

„Ein wichtiges Kriterium ist, dass wir auf der Strecke irgendwo zum Kaffeetrinken einkehren können“, sagt Helene Nielsen und lacht. Die 73-Jährige leitet zusammen mit einer Nachbarin aus dem Kamelia Hus die Fahrradgruppe für Senior*innen.

Das Kamelia Hus, der vierstöckige Neubau, hinter dem sich die Radfahrer treffen, ist eine Seniorenhausgemeinschaft. Das Konzept ist in Dänemark in den vergangenen Jahren immer beliebter geworden: Jede*r hat eine eigene Wohnung, aber es wird viel gemeinsam unternommen und entschieden. Im Kamelia Hus muss man mindestens 60 Jahre alt sein, um einziehen zu dürfen. In den vergangenen drei Jahren wurden in Dänemark so viele neue Seniorenhausgemeinschaften gegründet wie nie zuvor.

Helene bindet sich einen Schal um den Kopf und setzt ihren Fahrradhelm darauf. „Es ist für mich wichtig, körperlich aktiv zu sein“, sagt die ausgebildete Physiotherapeutin. Jede Woche fährt sie mit ihren Mitradler*innen eine rund zweistündige Tour, bei Wind und Wetter. Vor Kurzem hat sie noch dazu eine Tischtennisgruppe ins Leben gerufen.

„Als ich in Rente gegangen bin, habe ich mich gefragt, was ich mit meiner Zeit anfangen soll, wenn ich nicht mehr arbeite“, erzählt Helene. „Dann habe ich gedacht: Als junge Frau habe ich in einer WG gelebt, dann kann ich das als alte Frau doch auch!“

Ursprünglich wollte Helene, deren Mann vor 15 Jahren gestorben ist, in ein Mehrgenerationenhaus einziehen. Dessen Bau hat sich aber verzögert. Sie war sich nicht sicher, ob sie Lust hatte „nur mit Alten“ zusammenzuwohnen, sagt sie mit einem Augenzwinkern.

„Aber es ist wirklich ganz nett hier. Man muss sich nicht verabreden, man kann einfach vor die Wohnungstür treten und trifft da bestimmt jemanden.“ Im Kamelia Hus gibt es 49 Wohnungen. Der

Großteil der Bewohner*innen sind Alleinstehende, aber auch ein paar Paare wohnen hier. Die älteste Bewohnerin ist derzeit 86 Jahre alt. In jedem Stockwerk gibt es mindestens einen Gemeinschaftsraum: Werkstatt, Fitnessraum, Gemeinschaftsküche und Speisesaal, Bibliothek, Multimediaraum mit Computern und Drucker, Kreativraum. Und ganz oben eine Dachterrasse mit Treibhaus, in dem die Gartengruppe Gemüse für alle Bewohner*innen anbaut.

Henrik Herskind wohnt im vierten Stock. Seine Wohnung ist überschaubar: offene Essküche, die direkt ins Wohnzimmer übergeht, kleines Bad, kleines Schlafzimmer, verteilt auf 54 Quadratmeter. In Henriks Mietvertrag stehen aber 74 Quadratmeter. „Jede*r zahlt für 20 Quadratmeter, die auf die Gemeinschaftsflächen verteilt sind“, erklärt der pensionierte Arbeitsvermittler. „Ohne Wohngeld könnte ich mir die Miete nicht leisten.“

Die höheren Ausgaben für die relativ kleine Wohnung lohnen sich aber, findet Henrik. Er nutzt die Gemeinschaftsräume intensiv. Er ist in der Lesegruppe, im Filmklub, nimmt regelmäßig am Gemeinschaftessen teil und seit Neuestem spielt er mit seiner Nachbarin Tischtennis im Fitnessraum. „Ich würde sagen, 25 bis 30 Prozent meiner Zeit verbringe ich mit Mitbewohnern hier im Haus“, sagt der 71-Jährige.

Das war auch der Hauptgrund, warum er 2019 in die neu gegründete Seniorenhausgemeinschaft eingezogen ist: „Ich wollte nicht alleine sein im Alter. Ich habe jetzt ein viel sozialeres Leben, als ich es sonst hätte.“

Was Henrik besonders am Kamelia Hus mag ist, dass hier alles auf Freiwilligkeit basiert. Jeder kann Aktivitäten vorschlagen und daran teilnehmen, aber niemand muss. Wie viel jede*r zur Gemeinschaft beitragen sollte, war am Anfang einer der Konfliktpunkte unter den Bewohner*innen. Mittlerweile habe sich das geklärt. „Konflikte gibt es in allen Wohngemeinschaften“, sagt Henrik. „Nur ist der Unterschied, dass ältere Menschen oft verstockter sind als jüngere.“

In der großen Küche im Erdgeschoss ist eine Gruppe Bewohner*innen zusammengekommen,

um das gemeinschaftliche Abendessen vorzubereiten. Es findet etwa einmal pro Woche statt und ist im Haus sehr beliebt. Für heute haben sich knapp 30 Bewohner*innen angemeldet.

Es soll gefüllte Pfannkuchen geben. Lise Mackenhauer erzählt, dass ihr in der Nacht mit Schrecken eingefallen sei, dass sie und Aksel Weizentortillas gekauft haben, den Bewohner*innen aber „richtige“ Pfannkuchen versprochen wurden. Alle lachen und entscheiden, dass das kein Problem sein wird.

Ruth Goth hat Rezepte ausgedruckt und verteilt die Aufgaben. Lise macht die Hackfleischfüllung, Jytte deckt die Tische, die Männer werden zum Gemüseschnippeln in den Nebenraum geschickt.

Aage Rübner Jørgensen, 79 Jahre alt, entkernt die Äpfel für den Spitzkohlsalat. „Ich habe auf meine alten Tage festgestellt, dass ich doch sozialer bin, als ich dachte“, sagt er und lächelt verschmitzt. Deshalb sei er hier eingezogen und glücklich mit



Als junge Frau habe ich in einer WG gelebt, dann kann ich das als alte Frau doch auch!



- Seniorenhausgemeinschaften liegen in Dänemark im Trend: Laut Umfragen wünschen sich rund 80.000 ältere Dänen, in eine solche einzuziehen.
- Die Gemeinschaften kommen in verschiedenen Wohnformen daher, zum Beispiel als Miets-, Genossenschafts-, Sozial- und Eigentumswohnungen.
- Manche haben einen speziellen Fokus, wie etwa Nachhaltigkeit oder aktives Altern.
- Studien zeigen, dass sich das Leben in einer Seniorenhausgemeinschaft positiv auf die Gesundheit und die Lebensqualität älterer Menschen auswirkt. Das wiederum könnte die öffentlichen Ausgaben für die Pflege Älterer senken. Daher fördert der dänische Staat den Bau neuer Seniorenhausgemeinschaften.
- In Dänemark ist es seit Jahrzehnten das Ziel der Politik, Alten so lange wie möglich ein selbstbestimmtes Leben im eigenen Heim zu ermöglichen. Die Altenpflege ist steuerfinanziert und Aufgabe der Gemeinden. Alle Bedürftigen bekommen gratis Hilfe im Haushalt und ambulante Pflege.

Aksel Goth (links) säubert die Küchenmaschine. Ins Kamelia Hus einzuziehen war die Idee von seiner Frau Ruth (unten links).

seiner Entscheidung. Aksel Goth säubert die Küchenmaschine, mit der er Möhren geraspelt hat. Ins Kamelia Hus einzuziehen war die Idee seiner Frau Ruth, erzählt der pensionierte Gymnasialdirektor. „Ich habe mir ein enges nachbarschaftliches Verhältnis gewünscht“, sagt Ruth. „In unserem alten Wohnhaus hat man sich im Treppenhaus gegrüßt, aber sonst hatte man nichts mit seinen Nachbarn zu tun.“

Mittlerweile ist alles vorbereitet und es bleibt noch etwas Zeit, bis die Tortillas in den Ofen müssen. Aage verschwindet kurz und kommt mit einer Flasche Weißwein zurück. Die Kochgruppe versammelt sich um den kleinen runden Tisch in der Küche.

„Wir sagen einander Bescheid, wenn wir mal ein paar Tage weg sind“, erzählt Aksel. „Als unsere Nachbarin krank wurde, habe ich sie manchmal ins Krankenhaus gefahren, wenn ich gerade zu Hause war. Aber es ist für mich wichtig zu sagen: Wir helfen einander als gute Nachbarn. Aber wir pflegen einander nicht.“ Nein, dafür gebe es den kommunalen Pflegedienst, der zu den Bürger*innen nach Hause kommt. Die ambulante Altenpflege ist in Dänemark steuerfinanziert und genau wie die Pflege im Heim für alle gratis. Bislang benötigen nur wenige Bewohner*innen hier im Haus den Dienst. „Die Kommune spart ja auch Geld dadurch, dass die Pflegekräfte gleich mehrere Ältere in einem Haus besuchen können“, sagt Lise.

Eine Stunde später breitet sich der Duft der mit Käse überbackenen Tortillas im Speisesaal aus. Henrik verteilt Gesangsbücher auf den Tischen. Er hat ein Lied ausgesucht, das die Bewohner*innen vor dem Essen gemeinsam singen werden – eine dänische Tradition bei Feierlichkeiten und größeren Versammlungen.

Eine Bewohnerin kommt kurz vor Essensbeginn in die Küche. Sie möchte ihrer Nachbarin, die krank geworden ist, das Abendessen in die Wohnung bringen.

„Es ist ja auch für unsere erwachsenen Kinder gut, zu wissen, dass wir als Nachbarn immer ein wachsames Auge aufeinander haben“, sagt Aksel. „Als meine Schwiegermutter älter wurde, hat Ruth sie jeden Tag angerufen, um zu hören, wie es ihr geht. Ich glaube, es wird noch sehr lange dauern, bis unsere Kinder das für nötig halten.“

Drei Fragen an ...

... Barbara Amann, zuständig für die Entwicklung von Angeboten für ältere Menschen bei der Diakonie Düsseldorf

In Dänemark ist es schon länger ein Ziel der Politik, Menschen zu ermöglichen, zu Hause alt zu werden. Wie ist das in Deutschland?

Das ist in Deutschland nicht anders. Auch hier gibt es viele Angebote, damit Menschen sicher zu Hause alt werden können: vom Hausnotruf über die ambulante Pflege bis hin zur Tagespflege, bei der die Menschen tagsüber betreut werden und abends zurück ins eigene Zuhause können. Das ist von der Politik auch so gewünscht und ist geregelt im SGB XI. Dort heißt es, dass die Pflegeversicherung Leistungen der häuslichen Pflege und die Pflegebereitschaft von Angehörigen und Nachbar*innen vorrangig unterstützen soll, damit Pflegebedürftige möglichst lange in der häuslichen Umgebung bleiben können.

In den Seniorenhausgemeinschaften in Dänemark können ältere Menschen relativ selbstständig leben – und bekommen Hilfe, wenn es nötig ist.

Dieses Angebot ist mit unseren Wohnparks vergleichbar. Dort können ältere Menschen eine eigene Wohnung anmieten – und Serviceleistungen je nach Bedarf dazubuchen. Gleichzeitig finden in den dazugehörigen zentren plus oder in den Gemeinschaftsräumen viele Freizeitangebote statt, die die Gemeinschaft fördern. Auf einem ähnlichen Prinzip beruhen zum Beispiel auch unsere Demenz-WGs.

Zu Hause alt werden ist ja gut und schön, aber nicht immer sind die Wohnungen auch entsprechend ausgerüstet.

Da kann man mittlerweile viel Unterstützung bekommen. Wichtig ist, sich frühzeitig Gedanken zu machen, wie man alt werden möchte – und das Umfeld dann entsprechend aufzurüsten. Eine gute Anlaufstelle, um sich über die verschiedenen Möglichkeiten des Altwerdens in Düsseldorf zu informieren, sind zum Beispiel die zentren plus oder die Beratungshotline Leben im Alter (Tel. 0211 7 35 35 51). In den zentren plus trifft man auf Menschen, die sich in einer ähnlichen Lebenssituation befinden und vielleicht schon gute Lösungen für sich gefunden haben.

Zu drei Vierteln da



Text Anne Wolf Fotos Gerald Biebersdorf

Mechthild Giellessen hat eine erworbene Hirnschädigung. Ihr Kurzzeitgedächtnis funktioniert nicht mehr. Die 60-Jährige erinnert sich nicht, was vor zehn Minuten war. Wie kann sie da in die Zukunft blicken? Ein Hausbesuch.

Mechthild Giellessen weiß, wann ihre Kinder geboren sind. Aber sie weiß nicht, wie alt sie sind oder wann sie sie das letzte Mal gesehen hat. Vor neun Jahren hatte Mechthild Giellessen eine durch Herpesviren hervorgerufene Hirnentzündung. Sie bekam Medikamente, die sie nicht vertrug. Sie lag im Koma. Als sie erwachte, war das Kurzzeitgedächtnis weg. Giellessen erinnert sich an ihr Leben vor ihrer Erkrankung. Sie erinnert sich nicht an das Leben danach. Jeden Morgen muss sie neu lernen, warum sie dort ist, wo sie ist. Sie muss lernen, welcher Tag es ist, welcher Monat, in welchem Jahr. Sie muss nachlesen, was an diesem Tag zu tun ist.

Neben der Haustür hängen verschiedene Zettel, auf denen die 60-Jährige wichtige Dinge notiert hat. Pausenbrote schmieren, Portemonnaie und Schlüssel einstecken, Jacke anziehen. Nach unten gehen. Auf den Bus warten. Der Bus bringt sie zu ihrer Arbeitsstelle in der Werkstatt für angepasste Arbeit. Mechthild Giellessen wollte gerne wieder arbeiten. Aber auf die Frage, wo sie arbeitet und was sie dort macht, schüttelt sie den Kopf. Sie weiß es nicht. Damit sie

den Weg zurück in ihre Wohnung findet, weisen Zettel im Hausflur ihr die Richtung. Wie kann Mechthild Giellessen ihre Zukunft gestalten, wenn sie sich nicht erinnert, was vor zehn Minuten war?

Präsens, bitte!

Wie Mechthild Giellessen geht es rund 100.000 Menschen mit erworbener Hirnschädigung in Deutschland. Mediziner*innen können einem Menschen nach einem schweren Schlaganfall oder Schädel-Hirn-Trauma oder einer gefährlichen Viruserkrankung, wie Giellessen sie hatte, ins Leben zurückholen. Doch ihr altes Leben weiterführen können diese Menschen manchmal nicht mehr. Giellessen lebte in einer Wohnung in Krefeld. Sie arbeitete als Krankenschwester in leitender Funktion. Sie zog drei Kinder alleine groß. Sie war eine zupackende Frau. War?

Mechthild Giellessen kann es nicht leiden, wenn andere über sie in der Vergangenheitsform sprechen. „Ich bin Krankenschwester, das verlernt man nicht, auch wenn ich in dem Beruf nicht mehr arbeite“, sagt sie.

„Und irgendwann möchte ich wieder in Krefeld leben.“ Auch die zupackende Art hat sie behalten. Als sie nach der Reha in das Haus am Falder für Menschen mit einer erworbenen Hirnschädigung der IGL (In der Gemeinde leben) einzog, erinnerten sie die langen Flure im Haus an ihren früheren Arbeitsplatz. Sie dachte, sie sei als Krankenschwester im Haus. Deshalb packte sie mit an, wenn die Mitarbeitenden die Bewohner*innen versorgten. Noch heute springt sie automatisch helfend zur Seite, wenn sie einen Rollstuhlfahrer sieht. Das sei bei ihr so drin, sagt Giellessen. „Manchmal nerve ich die Leute wohl ganz schön.“ Sie lächelt.

Dass Giellessen so reflektiert und ohne Groll über ihre Lage sprechen kann, haben auch die Mitarbeitenden der IGL möglich gemacht. Nach ihrem Aufenthalt im Haus am Falder unterstützten sie Giellessen dabei, in ein eigenes Apartment zu ziehen. Dort wird sie von den Ambulanten Diensten der IGL betreut. Das multidisziplinär ausgerichtete Team entwickelte mit der 60-Jährigen das Zettelsystem, wobei sie sich alle wichtigen Dinge notiert. Im Laufe der Jahre sind es weniger Zettel geworden. Geschafft hat sie das durch hartes Training.

Neben der Haustür hängen verschiedene Zettel, auf denen Mechthild Giellessen wichtige Dinge notiert hat.



Lernen durch ständige Wiederholung

„Durch ständige Wiederholung können auch Menschen ohne Kurzzeitgedächtnis neue Dinge lernen. Irgendwann ist die neue Information im Langzeitgedächtnis verankert“, erklärt IGL-Mitarbeiterin Nadine Kluge. Deshalb gehen die Mitarbeitenden mit der 60-Jährigen fast jeden Tag zum Einkaufen in den Supermarkt. Am Anfang hatte Giellessen keine Idee, welche Richtung sie einschlagen musste. Mittlerweile findet sie den Weg instinktiv. Durch hartes Training weiß Giellessen heute auch, warum sie in dem Apartment der

IGL lebt. Sie weiß, dass sie jederzeit im Büro der Mitarbeitenden vorbeigehen kann, wenn sie Hilfe braucht – und wie sie dorthin kommt. Sie weiß, dass sie, wenn der Wecker klingelt, aufstehen und einen Blick auf den Zettel an der Haustür werfen muss. „Im Moment trainieren wir das Telefonieren mit dem Handy“, erzählt Kluge. „Aber das braucht Zeit, auch weil Frau Giellessen vor ihrer Erkrankung kein Handy genutzt hat und das deshalb ganz neu lernen muss.“

Mechthild Giellessen freut sich über jeden Fortschritt. Das ist nicht bei allen Menschen so. Viele Menschen mit erworbener Hirnschädigung sind wütend. Kein Wunder, wenn man ohne Erinnerung durch den Alltag finden muss. Man weiß nicht, wo es langgeht. Das macht aggressiv. „In vielen Städten gibt es nicht einmal spezialisierte Einrichtungen für Menschen mit erworbener Hirnschädigung“, sagt Maren Weiner, Leiterin der Ambulanten Dienste der IGL. „Stattdessen werden junge Menschen in Pflegeheimen untergebracht. Pflegeheime sind aber in der Regel gar nicht auf Menschen mit erworbener Hirnschädigung ausgerichtet.“

Die IGL unterstützt Betroffene dabei, aus Pflegeheimen, aber auch aus den eigenen betreuten Einrichtungen, die eher großen Wohngemeinschaften ähneln, in eigene Apartments zu ziehen. Im Apartment fällt der Stress weg, sich mit anderen Menschen auseinandersetzen zu müssen, denen es in der Regel ebenfalls nicht gut geht. Und die Betroffenen fühlen sich in ihrem Bedürfnis nach Selbstständigkeit ernst genommen. „Wir hatten schon Menschen hier, die überhaupt keine Impulskontrolle hatten, immer wieder aggressiv wurden. Niemand hatte ihnen zugetraut, dass sie jemals alleine würden leben können. Aber kaum waren sie in ein Einzelapartment gezogen, waren die Aggressionen weg“, sagt Weiner.



Durch ständige Wiederholung können auch Menschen ohne Kurzzeitgedächtnis neue Dinge lernen. Aber das braucht Zeit.

Die Belastung für die Angehörigen ist enorm

Nach Hause zurückkehren die wenigsten der Betroffenen. Die Menschen benötigen sehr viel Unterstützung. Für die meisten Angehörigen ist die Versorgung zu Hause deshalb kaum zu schaffen. Hinzu kommt eine enorme psychische Belastung: Denn der Mensch, den man kannte und liebte, sitzt zwar noch vor einem, ist aber trotzdem nicht mehr da. Manche Angehörigen können das nicht ertragen. Häufig bricht der Kontakt dann ab. Andere schaffen es dagegen, den Menschen so anzunehmen, wie er jetzt ist. „Dazu muss man aber die Offenheit haben, die Person noch einmal ganz neu kennenlernen zu wollen“, sagt Nadine Kluge. „Wer nur darauf aus ist, den alten Menschen zurückzubekommen, wird scheitern.“

Mechthild Giellessen hat den Rückhalt durch ihre Familie. Ihre Kinder kommen sie oft besuchen, alle

zwei Wochen verbringt sie das Wochenende bei ihnen. Am Anfang war Giellessen jedes Mal geschockt, wie alt die Kinder plötzlich waren. Sie hatte sie immer noch so in Erinnerung, wie sie sie vor ihrer Erkrankung zuletzt gesehen hatte. Aber auch damit kann sie nun umgehen. Auch die Leidenschaft fürs Stricken hat sie behalten und das Wissen, wie man mit den Nadeln umgeht. „Mich beruhigt das. Ich bin beschäftigt und habe etwas zu tun“, sagt Giellessen. Allerdings werde ihr das Stricken langsam etwas langweilig. Sie wünsche sich deshalb eine Nähmaschine. „Das ist etwas fordernder“, findet sie. Mechthild Giellessen hadert nicht mit ihrer Situation. Sie macht das Beste daraus. Sie freut sich über jeden neuen Schritt, den sie alleine tun kann. „Ich bin zu drei Vierteln wieder da“, erklärt sie. Und wenn man sie nach ihrer Zukunft fragt, dann sagt sie: „Meine Zukunft ist jetzt. Ich bin schon mittendrin.“

1.500 Zeichen

Schreibe ein Essay über die Zukunft der Wohlfahrt in 1500 Zeichen. Darum haben wir eine künstliche Intelligenz, den Chatbot ChatGPT, gebeten. ChatGPT kann unter anderem Texte schreiben, Programmcodes analysieren oder Schulaufgaben lösen.

Die Zukunft der Wohlfahrt ist ein komplexes und sich ständig weiterentwickelndes Thema, das ein breites Spektrum an Fragen umfasst, von der Arbeitsbekämpfung über den Zugang zur Gesundheitsversorgung bis hin zu sozialen Sicherheitsnetzen. Auf dem Weg ins 21. Jahrhundert ist klar, dass die Herausforderungen für die Wohlfahrtssysteme immer komplexer und umfangreicher werden.

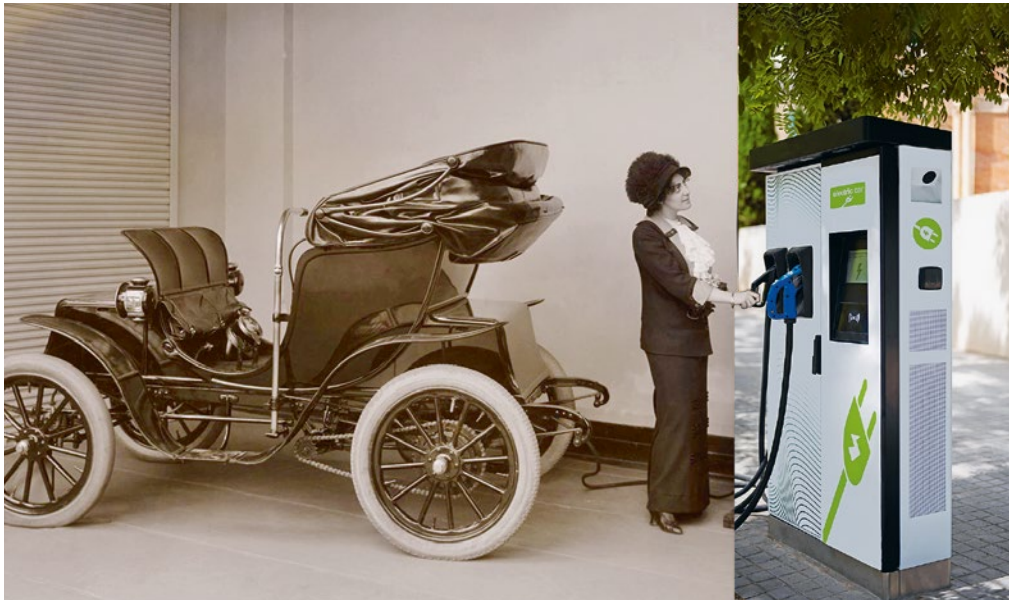
Ein wichtiger Trend, der die Zukunft der Wohlfahrt wahrscheinlich prägen wird, ist der demografische Wandel. Da die Bevölkerung in vielen Teilen der Welt altert und die Geburtenraten sinken, wird der Druck auf die Sozialsysteme steigen, für eine wachsende Zahl älterer und hilfsbedürftiger Menschen zu sorgen. Dies wird neue Ansätze für die Finanzierung und Erbringung von Dienstleistungen sowie innovative politische Maßnahmen zur Förderung des gesunden Alterns und zur Unterstützung pflegender Angehöriger erfordern.

Ein weiterer Schlüsselfaktor, der die Zukunft der Wohlfahrt prägen wird, ist die technologische Innovation. Fortschritte in den Bereichen Automatisierung, künstliche Intelligenz und digitale Konnektivität haben das Potenzial, die Art und Weise, wie wir Wohlfahrtsleistungen erbringen und in Anspruch nehmen, zu verändern und sie effizienter und effektiver zu machen und auf die Bedürfnisse der verschiedenen Bevölkerungsgruppen einzugehen. Die gleichen Technologien werfen jedoch auch wichtige ethische und soziale Fragen in Bezug auf Datenschutz, Sicherheit und Gerechtigkeit auf, die in jeder zukünftigen Wohlfahrtspolitik sorgfältig berücksichtigt werden müssen.

Darüber hinaus werden globale Trends wie der Klimawandel, die Urbanisierung und die Migration in den kommenden Jahren wahrscheinlich erhebliche Auswirkungen auf die Sozialsysteme haben. Klimabedingte Katastrophen und Vertreibungen werden neue Ansätze für Notfallmaßnahmen und Neuansiedlungen erfordern, während die anhaltende grenzüberschreitende Bewegung von Menschen die traditionellen Vorstellungen von nationalen Wohlfahrtsansprüchen in Frage stellen und eine stärkere internationale Zusammenarbeit und Koordinierung erfordern wird.

Insgesamt wird die Zukunft der Wohlfahrt von unserer Fähigkeit abhängen, uns angesichts dieser komplexen und miteinander verknüpften Herausforderungen anzupassen und zu erneuern. Sie erfordert ein erneuertes Engagement für soziale Gerechtigkeit sowie die Bereitschaft, mit neuen Modellen der Leistungserbringung und der Politikgestaltung zu experimentieren. Mit den richtigen Investitionen und Maßnahmen können wir ein widerstandsfähigeres und integratives Wohlfahrtssystem aufbauen, das den Bedürfnissen aller Menschen unabhängig von Alter, Einkommen oder Herkunft gerecht wird.

Die Erfindung



des Alten

Ihre Hoffnung auf eine bessere Zukunft legen viele Menschen nur noch in technische Erfindungen. Dabei schaffen die oft keine neue Welt, sondern erhalten die alte.

Dass die Welt absehbar zu einem angenehmeren Ort wird, mag kaum noch jemand glauben. Dafür läuft das Klima zu heiß, kommen die Kriege zu nah, drehen sich die alltäglichen Hamsterräder zu schnell. Nur in einem gesellschaftlichen Bereich hat sich die utopische Energie gehalten: Technologie. Ob Kernfusion, Elektromobilität oder künstliche Intelligenz – hier ist das Neue für viele noch Verheißung, eine potenzielle Lösung zivilisatorischer Probleme.

Technologie ist seit je der Dynamo moderner Fortschrittsversprechen. Von Henry Fords Traum des totalen Individualverkehrs über Lenins Diktum vom Kommunismus als „Sowjetmacht plus Elektrifizierung“ bis zu Elon Musks Vision eines dekarbonisierten Kapitalismus. Auf den zweiten Blick allerdings erstaunt diese technologische Erlösungssehnsucht. Denn in Wahrheit schaffen bahnbrechende Erfindungen oft gerade keine neue Welt, sondern erhalten die alte. Zugespitzter: Technologie ist konservativ.

Dies diagnostizierte bereits Joseph Weizenbaum. Der Pionier der Informatik und KI-Forschung, der das erste computergestützte Sprachprogramm entwickelte, bemerkte 1985 in einem Interview mit dem RIAS, dass die Erfindung des Computers vor allem die bestehenden Verhältnisse gerettet habe. Sein Beispiel: Weil das Finanz- und Bankenwesen durch die ökonomische Wachstumslogik immer weiter answoll, war es durch händische Überweisungen und Schecks kaum noch beherrschbar. Der Computer löste dieses Problem. Alles ging weiter wie zuvor – nur eben digitalisiert und damit noch schneller.

Ein vergleichbarer Fall findet sich schon im 14. Jahrhundert. Da das Wirtschaftsleben stetig komplexer wurde, herrschte in mittelalterlichen Städten eine ohrenbetäubende Kakophonie. Die Soziologin Alexandra Schauer beschreibt das in ihrem jüngst erschiene-

nen Buch „Mensch ohne Welt“: Universitäten, Kirchen, Zünfte, Gilden und Rathäuser verfügten über je eigene Glocken- und Signalsysteme, mit denen sie die Arbeitsabläufe und -zeiten koordinierten. Es bimmelte und gongte ständig und an jeder Ecke. Dieses nervenaufreibende Durcheinander konnte erst durch die Installation öffentlicher Schlaguhren beendet werden – und das Arbeitsleben so gleichermaßen geordneter wie eng getakteter fortfahren.

Viele technologische Innovationen mögen heute ökonomisch nützlich sein, sie sind aber nicht zivilisatorisch sinnvoll.

Diese Beispiele zeigen, dass technologische Innovationen eben nicht nur Probleme lösen, sondern gleichzeitig deren zugrunde liegende Ursachen konservieren können. Sie haben also nicht nur negative Nebeneffekte, so wie die Uhr erst das Zuspätkommen oder der Computer den 404-Fehler in die Welt brachte, sondern ermöglichen das Weiter-so. Oder wie es Joseph Weizenbaum formulierte: Technische Innovationen verhindern „soziale Erfindungen“.

Das gilt auch heute: Elektromobilität etwa mag im Vergleich zum fossilen Individualverkehr zwar umweltfreundlicher sein. Doch wenn am Ende nur ein Antrieb durch den anderen ausgetauscht wird und die SUV dabei noch größer werden, ist für den ökologisch notwendigen Umstieg auf die Schiene noch nichts getan. Im Gegenteil. Ähnlich verhält es sich bei Mark Zuckerbergs Metaverse, dessen vermeintlich disruptives Zukunftsversprechen darin besteht, dass man auch virtuell shoppen gehen kann. Schließlich zeigt sich

Weizenbaums Beobachtung auch an ChatGPT und Co.: Sollte künstliche Intelligenz vor allem dazu dienen, Arbeitsverhältnisse noch prekärer zu gestalten und einen intellektuellen midcult zu stärken, sind wir am Ende womöglich alle dümmere als zuvor.

Deshalb braucht man nicht gleich den Glauben an die zivilisatorische Kraft von Innovationen zu verlieren. Denn noch fataler als ein blinder Techno-Evangelismus ist reflexhafte Technophobie. Aber die Klimakatastrophe oder ein kollektiver Burn-out wird nicht verhindert werden ohne jenen sozialen Wandel – veränderte Mobilität, andere Konsumgewohnheiten, familienfreundliche Arbeitsverhältnisse –, der durch technologische „Fortschritte“ mitunter eher behindert denn befördert wird.

Dafür müsste man mit dem brechen, was Joseph Weizenbaum den „Imperialismus der instrumentellen Vernunft“ nannte. Einfacher gesagt: Viele technologische Innovationen mögen heute ökonomisch nützlich sein, sie sind aber nicht zivilisatorisch sinnvoll. Da man den Märkten schwerlich vorwerfen kann, dass sie en gros lieber SUV und virtuelle Shoppingmalls als Verbesserungen des ÖPNV oder kostengünstige Medizintechnik entwickeln, braucht es eine Stärkung öffentlich finanzierter Forschung und staatlicher Subventionen. Immerhin: Der amerikanische Inflation Reduction Act sowie der europäische Green Deal Industrial Plan sehen genau das vor. Allein: Sozial handeln müssen wir dann schon selbst.



Nils Markwardt ist Redakteur für Geistes- und Sozialwissenschaften bei ZEIT Online.

Mit freundlicher Genehmigung von ZEIT Online, wo der Beitrag erstmals am 03.02.2023 erschienen ist.

Von Stärken und Schwächen



Text Karl Grünberg Fotos Alina Sergiyenko, Sarah Buth

Saft aus Äpfeln, die keiner mehr ernten möchte. Jobs für Menschen, die vergessen wurden. Wie eine Hamburger Firma das Prinzip von Leistung und Konkurrenz auf den Kopf stellt und jenen eine Zukunft gibt, die oft keine haben.

Gina Pfeiffer ist gelernte Gärtnerin. Breites Grinsen, die braunen Haare zum Pferdeschwanz gebunden, so geht sie zur Arbeit. In ihren alten Jobs ist Gina immer wieder entlassen worden, weil sie gründlich, aber zu langsam gewesen sei. Sie habe die geforderte Menge nicht geschafft. „Das ist die eine Art, jemanden zu betrachten, als Arbeitskraft, die die Leistung nicht schafft“, sagt Nancy Menk, Geschäftsführerin des sozialen Unternehmens „Das Geld hängt an den Bäumen“ in Hamburg.

Man solle sie nicht falsch verstehen: Auch sie sind ein Unternehmen, müssen Aufträge schaffen, müssen liefern, müssen saubere und gute Arbeit leisten, schließlich sollen die Kunden zufrieden sein und die Gehälter müssen auch bezahlt werden. „Dennoch schauen wir auch und vor allem auf die Persönlichkeit des Menschen“, sagt Menk. Gina sei fröhlich, klug und stark. „Wir geben ihr Aufgaben, in denen es um Sorgfalt geht, wo sie nicht schnell, sondern akribisch arbeiten muss. Dass Schnelle übernimmt dann halt jemand anderes. Was des einen Stärke ist, ist des anderen Schwäche und umgekehrt.“

Von der Idee zum Unternehmen

Alles begann mit Äpfeln, die niemand mehr ernten wollte. Der Gründer des Unternehmens, Jan Schierhorn, saß in seinem Garten auf einer Bank, hinter ihm der Apfelbaum, der so viele Früchte trug, die er nie essen, ernten oder hätte verarbeiten können. „Die verkommen zu lassen, wäre doch schade“, sagte er sich. Da hatte er die Idee, Menschen und Äpfel zusammenzubringen und zwar überall dort, wo Obst nicht geerntet würde. Jahre später war aus dieser Idee ein Unternehmen geworden, das Saft produziert, das Garten- und Landschaftspflege anbietet und zuletzt sogenannte „Social Days“ organisiert. Hier hilft die Belegschaft eines Unternehmens für einen Tag bei der Äpfelernte, pflanzt Bäume, entkusselt Moore oder pflegt Heiden. „Mit alledem haben wir 20 sozialversicherungspflichtige Jobs geschaffen für vergessene Menschen“, sagt Nancy Menk.

Doch was ist ein vergessener Mensch? Nancy Menk überlegt kurz, ein Schweigen entsteht, dann erklärt sie: „Ein vergessener Mensch ist jemand, der nicht gesehen und berücksichtigt wird, der den Anschluss an die Gesellschaft verloren hat. Das können Menschen mit Behinderungen sein, die in dem System der Werkstätten nicht gut genug gefördert werden. Das können Menschen mit Depressionen sein, Langzeitarbeitslose oder jene, die gemobbt wurden.“ Wer ein vergessener Mensch ist, der gerät in eine Spirale hinein, in der er sich selbst immer weniger zutraut, in dem das Selbstbewusstsein immer weiter sinkt und man



Die gelernte Gärtnerin Gina Pfeiffer ist fröhlich und passt wunderbar ins Team.

**Wir befähigen die
Menschen, sich
zu äußern, für sich
einzustehen.**

Im Team von „Das Geld hängt an Bäumen“ ist jede*r Einzelne genauso wichtig wie das Unternehmen selbst.





Sie glauben am
Ende selbst,
dass sie wertlos
sind und in dieser
Gesellschaft
keinen Platz mehr
haben.



Nancy Menk arbeitet als Projektmanagerin für das „Geld hängt in Bäumen“.

rechts: Alles begann mit Äpfeln, die niemand mehr ernten wollte. Heute ist daraus ein Unternehmen geworden, das Saft produziert und Garten- und Landschaftspflege anbietet.

sich am Ende vielleicht gar nicht mehr in der Lage sieht, das Haus zu verlassen. „Sie glauben am Ende selbst, dass sie wertlos sind und in dieser Gesellschaft keinen Platz mehr haben“, sagt Menk.

Manche bleiben fünf Tage, manche für immer

Den allermeisten Menschen, die sich bei ihnen bewerben, geben sie eine Chance. Zuerst mit einem Praktikum, bei dem beide Seiten ausprobieren können, ob es funktionieren kann. „Manche bleiben fünf Tage, manche länger, und wenn es passt, schauen wir, wie wir den Menschen einsetzen können.“ Wichtig sei, dass die Stelle zur Person passen muss und nicht andersherum. Wenn Simon, der seit 2011 dabei ist, es nicht schafft, einen Saftkühlschrank sinnvoll und gut einzuräumen, dann macht er etwas anderes. „Er hat eine Form von Autismus und kam aus einer Werkstatt zu uns“, sagt Menk. Schon die Praktikumszeit habe ihn glücklich gemacht, er konnte sich vorstellen sein eigenes Geld bei ihnen zu verdienen, um dadurch selbst zu entscheiden, wofür er sein Geld ausgibt. Damals war es ihm nicht möglich, einem die Hand zu geben, einen anzuschauen oder sich überhaupt gerne zu unterhalten. Seitdem ist eine Menge passiert.

Halb Chefin, halb Sozialbegleiterin

„Das auszuhalten, diese Zwischenzeit, ist das schwierigste. Wenn man sieht, was für Potenziale in dem Menschen schlummern, er aber aus Unsicherheit, Angst, Depression noch daran gehindert ist, diese zu entfalten. Das ist herausfordernd und verlangt Geduld“, sagt Menk. Deswegen müsste sie und müssten die anderen Mitarbeitenden, die es einfacher im Leben haben, besonders gut zuhören und genau beobachten, halb Chefin, halb Sozialbegleiterin. Simon hat große Sprünge gemacht, er erntet Äpfel, sein Gesicht prangt auf den Etiketten einer der Schorlen, er ist auf Messen dabei, gibt Interviews und Autogramme. „Kühlschränke kann er schwer nach einem vorgegebenem System einräumen, aber sein fotografisches Gedächtnis hat uns schon oft geholfen.“ Simon arbeitet im Lager, kümmert sich um den Eingang der Säfte, die Bestellung und Auslieferung, etikettiert, überprüft das Mindesthaltbarkeitsdatum und fährt die Ware auch selbst aus. „Wir befähigen die Menschen, sich zu äußern, für sich einzustehen“, sagt Menk. Das gibt ihnen Selbstbewusstsein für eine eigene gewählte Zukunft. Simon, Gina und all die anderen Mitarbeitenden haben eine Zukunft, die sie selbst gewählt haben.



Eine Chance für suchtkranke Mütter



Eine junge Frau hat ein dreijähriges Kind. Sie trinkt viel Alkohol, die Lebensverhältnisse sind nicht stabil – dem Jugendamt bleibt also aus Kinderschutzgründen nichts anderes übrig, als das Kind von seiner Mutter zu trennen, es in Obhut zu nehmen. Nun, doch, es gibt eine andere Möglichkeit, damit die Mutter mit dem Kind eine Zukunft hat: das Cornelius-Haus in Köln.

In dem Haus genau gegenüber des Erzbistums bekommen suchtkranke Mütter mit ihren Kindern eine Chance. Der Sozialdienst katholischer Frauen hat das Pilotprojekt vor 18 Jahren zusammen mit der Cornelius-Stiftung ins Leben gerufen. Immer noch ist es das einzige seiner Art in ganz Nordrhein-Westfalen und eines von nur wenigen in ganz Deutschland.

„Als wir dieses sogenannte Clearing-Wohnen damals mit dem Jugendamt Köln ausgehandelt haben, war die Skepsis groß“, berichtet Heidi Scheuermann, die Leiterin der Einrichtung. „Es schien doch klar, dass die Kinder keine Chance haben, wenn die Mütter alkohol- oder drogenabhängig sind. Aber wir haben gezeigt, dass es doch geht – nicht immer, aber oft.“

Manche Frauen – Mütter oder Schwangere – bleiben nur wenige Tage in der Einrichtung, viele aber auch länger, bis zu eineinhalb Jahren. In der Zeit kann sich vieles entwickeln. Sozialpädagoginnen, eine Psychologin und eine Hebamme arbeiten Hand in Hand, um die Frauen wieder zu stabilisieren und um ihnen zu zeigen, wie sie für ihr Kind sorgen können, denn das ist vielen in der Sucht völlig abhandengekommen oder sie haben es nie gelernt. Windeln wechseln, Mahlzeiten zubereiten, ein Kind trösten oder sich ihm anderweitig zuwenden: „Da gibt es meistens ziemlich wenig Elternkompetenz“, sagte Heidi Scheuermann. „Der Konsum ballert ziemlich viel weg von dem, was man normalerweise für das eigene Kind fühlt.“

Und dann sind da noch die ganzen Baustellen im Leben der Frauen. Wenn sie nicht schon entgiftet sind, brauchen sie schnell einen Entzug, und bei Heroinabhängigkeit auch schnell eine Substitution. Dazu kommen viele Behördenangelegenheiten, die geklärt werden müssen, oft auch die Regulierung der Schulden, Arzttermine und vieles mehr. Die Frauen brauchen da auch Durchhaltevermögen. Und sie

Das Kölner Cornelius-Haus bietet nicht nur das Clearing-Wohnen für suchtkranke Mütter mit ihren Kindern an, sondern auch die Fachstelle „Mirai“ – japanisch für „Zukunft“. Die Fachstelle ist ambulant da – für Kinder und Jugendliche aus Familien, in denen es Probleme mit Sucht und/oder psychischen Erkrankungen gibt. Aber auch die Eltern, andere Angehörige und Bezugspersonen können hierherkommen. Fachkräfte finden außerdem Information und Unterstützung in Form von Fallberatungen und Fortbildungen. Mehr Informationen zum Cornelius-Haus finden Sie unter www.cornelius-stiftung.de/projekte



Heidi Scheuermann leitet das Cornelius-Haus für suchtkranke Mütter.

müssen aushalten, dass die Regeln streng sind – raus dürfen sie nur in Begleitung, und auch bei der Pflege der Kinder ist immer eine Mitarbeiterin dabei. Das ist nicht leicht zu ertragen, aber nur mit dieser extrem engen Begleitung geht es.

Der Erfolg gibt dem Konzept recht: Etwa die Hälfte aller Frauen hat eine Zukunft mit ihren Kindern. Das ist angesichts der oft desolaten Ausgangssituation sehr viel. Das heißt nicht, dass diese Hälfte nach dem Aufenthalt im Cornelius-Haus komplett alleine den Alltag bewältigt. Oft schließt sich auch ein Aufenthalt in einer klassischen Mutter-Kind-Einrichtung an oder eine langfristige ambulante Familienhilfe. Auf der anderen Seite: Auch wenn am Ende das Kind oder die Kinder nicht bei der Mutter bleiben können, heißt das nicht, dass der Aufenthalt gescheitert ist. „Selbst wenn das Kind in einer Wohngruppe oder einer Pflegefamilie aufwächst, kann es auch ein großer Erfolg sein, wenn die Mutter eine stabile ‚Besuchsmutter‘ ist und den Kontakt auf diese Art und Weise aufrechterhält.“

Heidi Scheuermann berichtet von einer Frau, die alleine ins Cornelius-Haus eingezogen war, ihr zweijähriger Sohn war schon in Obhut genommen worden, weil sie stark Alkohol konsumierte. Im Haus habe sie sich schnell stabilisiert und ihr Sohn konnte zu ihr ins Cornelius-Haus ziehen. Es gab immer wieder kritische Situationen, aber schließlich konnte sie aus der Einrichtung noch einmal für einen längeren Zeitraum in eine spezialisierte Klinik, in die sie auch ihren Sohn mitnehmen konnte. „Sie bekommt weiterhin ambulante Unterstützung, aber hat es mittlerweile in eine eigene Wohnung geschafft – mit ihrem Sohn. Das war wirklich ein toller Prozess.“

Der Unermüdliche

Das Gespräch führte Anne Wolf Foto Anna Maria Langer (Fairtrade)



Dieter Overath hat Fairtrade Deutschland vor über 30 Jahren mitgegründet. Heute ist Overath im Ruhestand und das Siegel das bekannteste und am weitesten verbreitete Sozialsiegel in Deutschland. Wie geht so was? Ein Interview.

Bei einem Ihrer ersten Gespräche mit dem Einkäufer einer Handelskette über Fairtrade sagte der zu Ihnen: „Herr Overath, vergessen Sie die Idee, die deutsche Hausfrau gibt nicht einen Cent mehr aus als nötig.“ Haben Sie gedacht, er würde recht behalten?

In Deutschland ist die Spendenbereitschaft hoch und es gibt eine Empathie dafür, wie es anderswo auf der Welt zugeht. Darum war ich optimistisch, dass die Zeit reif ist für ein anderes Konzept für unser Konsumverhalten. Mir war aber auch klar, dass das ein steiniger Weg wird. Denn die Deutschen haben ein Aldi-Gen. Es herrscht das Grundprinzip, dass Konsum trotz aller Empathie so billig wie möglich sein muss.

Sind die Menschen in anderen Ländern weniger preisfixiert?

Deutschland ist mit Abstand der Markt mit den geringsten Lebensmittelpreisen. Die Menschen in den afrikanischen Ländern können das nicht verstehen. Für sie ist Deutschland ein reiches Land. Ich sage dann immer: Aldi wurde groß, weil es uns ermöglicht, Geld zu sparen. Das stecken wir dann in teure Karossen, mit denen wir durch die Gegend fahren. Keine*r ist für Kinderarbeit. Aber sobald wir im Supermarkt sind, sind wir wie fremdgesteuert und schauen nur noch auf die Preise.

Nichtsdestotrotz ist Fairtrade heute allen ein Begriff. Wie schafft man es ganz konkret, ein Projekt oder eine Idee zukunftsfähig zu machen?

Mit einer Mischung aus sehr professionellem Marketing und einer sehr vitalen Gremienarbeit. Dadurch bekam der Handel das Gefühl: Dieses Thema kommt auf die Agenda. Aber es war ein harter Weg. In den ersten Jahren haben sich Fairtrade keine großen Marktführer angeschlossen. Es gab zwar einen Fairtrade-Kaffee im Supermarktregal. Dafür musste man aber erst einmal an acht Reihen Jacobs Krönung und Melitta Auslese und Dallmayr Prodomos vorbei. Erst als Aldi und Lidl in den Verkauf einstiegen, stieg auch beim Fairtrade-Kaffee das Volumen.

Damals gab es auch Gegenwind aus dem eigenen Lager, der forderte mit Firmen wie Lidl solle man nicht zusammenarbeiten.

Diese Debatte ging vollkommen an den Interessen der Kaffee- und Kakao-Kleinbauern und -bäuerinnen vorbei. Der Discount ist eine Realität in unserem Land, die ich nicht verändern kann. Also muss ich doch sehen, wie ich für Produzent*innen im Globalen Süden Lidl, Aldi und Co. dazu bekomme, Fairtrade-Rohstoffe für ihre Eigenmarken zu generieren.

Auch jetzt gibt es wieder Gegenwind, allerdings ist dieser eher der aktuellen politischen Lage geschuldet. Die Lebenshaltungskosten sind gestiegen. Können wir uns Fairtrade überhaupt noch leisten?

Junge Menschen bezahlen bei Starbucks, ohne mit der Wimper zu zucken, für einen großen Becher Premium Hazelnut mit Tralala rund fünf Euro und sagen dann: Für Fairtrade habe ich kein Geld. Dabei kostet im Supermarkt eine Packung Fairtrade-Kaffee nur ein paar Cent mehr als ein Kaffee ohne Fairtrade-Siegel. Mit einer Packung kann ich dann 70 Tassen aufgießen. Sich vor diesem Hintergrund über den Preis zu beschweren, finde ich nicht angemessen.

Sind die Käufe bei den Fairtrade-Produkten denn in den vergangenen Monaten zurückgegangen, achten die Menschen wieder mehr aufs Geld?

Wenn Leute bewusst Fairtrade kaufen, dann bleiben sie auch dabei. Insofern ist die Situation stabil. Aber natürlich hat sich das Konsumverhalten verändert. Die Menschen sparen aber vor allem an Dingen, die nicht unbedingt

Deutschland ist mit Abstand der Markt mit den geringsten Lebensmittelpreisen.

nötig sind. Im Moment werden zum Beispiel insgesamt weniger Blumen gekauft und damit auch weniger Fairtrade-Rosen. Da gab es in den vergangenen Jahren enorme Zuwachsraten: Mehr als jede dritte Rose in Deutschland trägt ein Fairtrade-Siegel.

Wo gibt es noch Luft nach oben?

Bei fairer Kleidung gibt es noch viel Potenzial. Das WM-T-Shirt von Adidas hat 100 Euro gekostet. Die Näher*innen haben davon aber praktisch nichts gesehen. Damit sich etwas ändert, ist es wichtig, dass öffentliche Einrichtungen mit gutem Beispiel vorangehen, zum Beispiel Arbeitskleidung aus fairer Baumwolle bereitstellen. Bundesentwicklungsminister Müller war ein großer Fan von Fairtrade. Ich habe ihn einmal gefragt: „Hast Du denn davon auch mal die Zuständigen bei der Bundeswehr überzeugt?“ „Nö“, hieß es da. Wie kann man Konsument*innen ständig dazu auffordern, Fairtrade zu kaufen, wenn man das selbst nicht tut? Auch in vielen Einrichtungen der Diakonie – vom Pflegeheim bis zum Krankenhaus – könnte faire Baumwolle, etwa bei Handtüchern, Laken oder Tischdecken, zum Einsatz kommen.

Um Fairtrade noch breiter aufzustellen, arbeiten Sie auch eng mit den Produzent*innen zusammen?

Bei Fairtrade gilt: „From charity producer to the driver's seat“. Produzent*innen sind bei uns nicht nur Empfänger*innen, sondern auch Gestalter*innen des Systems. In allen unseren internationalen Gremien sind zu 50

Über 40 Millionen Euro Fairtrade-Prämie generieren Produzent*innen in Afrika, Lateinamerika und Asien 2021 durch den Verkauf von Fairtrade-gesiegelten Produkten auf dem deutschen Markt. Die Prämie wird zusätzlich zum Verkaufspreis gezahlt und von den Produzentenorganisationen für gemeinnützige Projekte vor Ort eingesetzt. Zudem sorgt der Fairtrade-Mindestpreis für Planungssicherheit bei den Erzeuger*innen.

Prozent die Produzent*innen involviert. Damit ist Fairtrade vermutlich die einzige Organisation im globalen Bereich, in der die Produzent*innen Stimmrecht haben und mitgestalten. Weil wir nicht vorankommen, wenn die Partizipation nicht vorankommt.

Wäre es nicht viel einfacher, wenn die Politik eingreifen würde?

Klar, die Messlatte muss nach oben gesetzt werden. Und das muss – wenn man schon keine globalen Ziele entwickelt – im Grunde auf EU-Ebene passieren. Denn Ausbeutung darf kein Wettbewerbsvorteil sein. Fairtrade hat zum Beispiel in Brüssel sehr intensiv am Lieferkettengesetz mitgewirkt.

Das nicht bei allen gut ankommt.

Jetzt maulen die Leute in den Unternehmen darüber, dass sie dafür Formulare ausfüllen müssen. Stattdessen sollten sie sich einmal fragen, wie zukunftstauglich ihr Model eigentlich noch ist. Denn die einfache Wahrheit ist: Allein aus Eigeninteresse müssen wir mehr Geld in Fairtrade stecken. Daneben muss mehr Verarbeitung bzw. Wertschöpfung vor Ort passieren. Das schafft sichere Arbeitsplätze. Denn die jungen Leute in den Kaffeeanbaugebieten haben keine Lust mehr, für einen Dollar am Tag für uns die Bohnen zu pflücken. Sie gehen lieber in die Städte, um dort zu arbeiten, wenn wir sie nicht anständig bezahlen. Das hat bereits in den vergangenen Jahren zu einer Überalterung bei den Kleinbauern geführt. Bald gibt es dann niemanden mehr, der für uns den Kaffee pflückt – dem es zusätzlich wegen des Klimawandels derzeit auch noch zu warm wird.

Man hat den Eindruck, viele junge Menschen sind da schon deutlich weiter.

Ja, ich glaube, dass die nächste Generation, die ja auch Konsument*innen-Generation ist, ganz andere Ansprüche an Fairness hat. Fairtrade ist sehr aktiv an 900 Fairtrade-Schools und 40 Fairtrade-Universities. Denn es ist extrem wichtig, junge Menschen in den Diskurs einzubeziehen, in welcher Welt wir künftig leben wollen. Auf die Fairtrade-Schools gehen auch Kinder von Entscheidungsträger*innen aus der Industrie. Diese Entscheidungsträger*innen müssen dann zu Hause unbequeme Diskussionen führen, weil ihre Firma kein Fairtrade macht. Ich hatte das ein oder andere Gespräche mit Managern, die mich angemault haben, ich hätte ihre Kinder gegen sie aufgewiegelt. Diese Gespräche haben mich immer sehr erfreut.

Ausbeutung darf kein Wettbewerbsvorteil sein.

diakonie

S. 60

Stolz, stark und selbtsicher

Eine Wohngruppe für besondere Kinder

S. 63

Soziale Arbeit mit System

Die Vielfalt der Perspektiven
in der Sozialen Arbeit

S. 66

Aufgeben ist keine Option

Imkern beim Betreuten Wohnen

S. 70

Fairhaus goes online

Online-Shopping im Sozialkaufhaus

S. 73

Zukunftsträume

Worauf ältere Menschen hoffen



Stolz, stark und selbstsicher

In der Wohngruppe „Möwen“ leben Kinder und Jugendliche mit sogenanntem besonderen Förderbedarf. Den Eltern ist es unmöglich, sich um ihre Kinder zu kümmern. In ihrem neuen Zuhause werden sie intensiv betreut, damit sie später trotzdem selbstbewusst ins Leben starten können.

Derzeit gibt es sechs Möwen bei der Diakonie und sie sind zwischen acht und 15 Jahre alt. Die Kinder und Jugendlichen bilden die gleichnamige Wohngruppe in Düsseldorf-Wersten. Sie haben das, was Pädagog*innen einen „besonderen Förderbedarf“ nennen, und bilden so eine „intensivpädagogische Gruppe“: Sie weisen Bindungsstörungen auf, kommen mit ihren Gefühlen nicht so richtig zurecht, haben Beeinträchtigungen wie die Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung ADHS, das Fetale Alkoholsyndrom FAS oder eine Autismus-Spektrum-Störung. Zum Teil schreien und toben sie, gefährden sich und andere. Ihren Eltern ist es unmöglich, sich so um ihre Kinder zu kümmern, wie sie es brauchen. Manche haben ihre Kinder emotional und körperlich vernachlässigt. In einem nach außen unscheinbaren weißen Reihenhaushaben sie ein Zuhause gefunden.

Spenden machen es möglich

„Der Fokus liegt darauf, die Kinder in ihren Emotionen zu unterstützen, sie heilend zu begleiten. Das haben wir in ihren Alltag integriert“, beschreibt Sachgebietsleiterin Mareike Jetten das Konzept. Neben der Einbindung einer Heilpädagogin, der besonderen Weiterbildung aller Mitarbeitenden, dem bewussten wie achtsamen – spendenfinanzierten – Umbau der Immobilie und einer 1:1-Betreuung der Kinder und Jugendlichen ist auch die Nutzung von diakonieeigenen Kompetenzen ein Erfolgsschlüssel: Durch eine Kooperation mit der Abteilung Heilpädagogische Hilfen können dortige Angebote bei Bedarf schnell und unkompliziert genutzt werden. Dazu gehören zum Beispiel eine tiergestützte Lernförderung, die spezielle Betreuung in Gruppen und auch Einzelangebote, an denen die Kinder und Jugendlichen teilnehmen können, wenn es besonders schwierige Zeiten gibt, wie Krach mit den

Eltern oder abgesagte Besuche. Die gezielten Angebote und die Möglichkeit einer Einzelförderung im Tagesablauf wirken sich positiv auf das Miteinander in der Gruppe aus.

Die Kinder genießen es

Für die Pädagog*innen ist das eine hochanspruchsvolle Arbeit. Sie müssen viel aushalten und Verständnis für die einzelnen Schicksale aufbringen. Der Bedarf einiger Kinder und Jugendlicher ist so hoch, dass sich eine Betreuungsperson den gesamten Tag nur um ein Kind oder eine*n Jugendliche*n kümmert. Die Pädagog*innen begleiten sie in ihren Wut- und Aggressionsschleifen und schützen sie auch vor sich selbst. Sie erleben dabei körperliche Angriffe, werden bespuckt und getreten. „Auf der anderen Seite freuen sich die Kinder sehr, wenn sie ihre Bezugspädagog*innen für

In der Wohngruppe „Möwen“ werden Kinder mit besonderem Förderbedarf intensiv unterstützt. Das Angebot gibt es seit einem Jahr.



sich alleine haben und deren Aufmerksamkeit genießen. So bekommen die Pädagog*innen emotional viel zurück und lässt sie Freude an ihrer Arbeit haben“, beschreibt Mareike Jetten die herausfordernde Arbeit und das emotionale Wechselspiel, das sie prägt.

Die Eltern arbeiten mit

Die Eltern werden, wenn sie der Einladung zur Zusammenarbeit folgen, intensiv eingebunden. Die Kinder sollen sich gemeinsam mit ihren Eltern wieder gut entwickeln können. In regelmäßigen Abständen, teilweise wöchentlich oder alle 14 Tage, sind sie eingeladen, mit ihrem Kind auch angeleitete Themen zu bearbeiten. Zum Beispiel eine Mutter und ihre Tochter, die bald zu ihr zurückkehren wird: Sie lernen, wie sie miteinander über ihre Bedürfnisse reden können. Das fördert und stärkt die gegenseitige Bindung. Das Angebot der heilpädagogisch orientierten Wohngruppe – so die fachlich korrekte Bezeichnung – gibt es bei der Diakonie seit gut einem Jahr. „Vorher war die Arbeit mit den betroffenen Kindern und Jugendlichen nicht so gezielt und spezialisiert“, weiß Mareike Jetten. Fast 50 Seiten füllt das Konzept, das es jetzt ermöglicht, den Kindern und Jugendlichen in enger Begleitung zu helfen – Für die

Kinder macht es einen riesigen Unterschied. Was sonst vielleicht erst Jahre später stattgefunden hätte, zum Beispiel eine Therapie, kann jetzt früher angegangen werden. „Durch die intensive Unterstützung können die Kinder und Jugendlichen einen ganz normalen Schulabschluss machen. Das ist nicht selbstverständlich, wenn man zum Beispiel eine Angststörung hat. Aber sie schaffen es“, erklärt Mareike Jetten. Dabei helfen auch viele kleine, durch Spenden finanzierte Maßnahmen. Sie ermöglichen es, noch besser auf die Kinder und ihre Bedürfnisse einzugehen. Dazu gehört es auch, einfach mal Spaß zu haben. Das Ergebnis macht nicht nur die Kinder und Jugendlichen stolz, stark und selbstsicher, sondern es hilft auch dem gesamten sozialen Umfeld.

Die Pädagog*innen bekommen von den Kindern und Jugendlichen viel zurück.



Die Wohngruppen

Es gibt Adler, Bären, Biber, Delfine, Füchse, Libellen, Möwen, Orcas und Wölfe und sie leben über das Stadtgebiet von Düsseldorf verteilt und darüber hinaus. Was so wild klingt, sind die Namen der neun Wohngruppen oder WGs für Kinder und Jugendliche, die die Diakonie betreibt. Die befinden sich in äußerlich unscheinbaren Einfamilienhäusern. In ihnen wohnen je sechs bis acht Kinder und Jugendliche im Alter zwischen sechs und 18 Jahren mit ihren Pädagog*innen in einer häuslichen Gemeinschaft. Das Konzept solcher WGs ersetzte seit den 1970er Jahren nach und nach die früher üblichen Kinderheime. Mit dem Angebot einer heilpädagogisch orientierten Wohngruppe betritt die Diakonie für sich Neuland. Die Zahl der Anbieter solcher Leistungen ist so überschaubar wie die der verfügbaren Plätze.

Sie möchten die Kinder und Jugendlichen in den Wohngruppen unterstützen? Mehr Informationen dazu finden Sie hier: www.diakonieduesseldorf.de/spenden/projekte/wohngruppen-fuer-kinder?wohngruppen-spendenaktion

Text Kira Küster

Soziale Arbeit mit System

Vor rund 30 Jahren absolvierte Rudolf Brune, ehemaliger Vorstand der Diakonie, damals noch Sozialarbeiter in der Jugendhilfe, eine Weiterbildung in Systemischer Sozialarbeit. Er war danach so überzeugt von dem Ansatz und so überzeugend, dass auch seine Kolleg*innen sich für Systemische Arbeit begeisterten. Mit seiner Begeisterung brachte er einen Stein ins Rollen: Seit 2020 ist der Bereich „Erziehung & Beratung“ der Diakonie Düsseldorf nun auch mit dem Qualitätssiegel der Systemischen Gesellschaft e. V. zertifiziert. Dafür haben rund 400 Führungskräfte und Mitarbeitende des Bereichs eine Systemische Weiterbildung bei einem Fortbildungsinstitut der Systemischen Gesellschaft und/oder der Deutschen Gesellschaft für Systemische Therapie, Beratung und Familientherapie (DGSF) durchlaufen. Für die stellvertretende Geschäftsführerin der Systemischen Gesellschaft, Christiane Liedholz, war die Zertifizierung der Diakonie Düsseldorf ein Großprojekt: „Im Normalfall sind es kleinere Einheiten wie Praxen, Beratungsstel-

len oder Projekte aus der Jugendhilfe, die die Zertifizierung bei uns beantragen. Die Zertifizierung der Diakonie war daher für uns ein herausragendes Projekt.“

Die sozialen Beziehungen der Menschen stehen im Mittelpunkt

Aber was bedeutet „Systemisches Arbeiten“ eigentlich? „Systemische Arbeit ist ein Ansatz, die Welt zu betrachten – die systemische Haltung geht davon aus, dass Menschen selbst die Expert*innen für ihre jeweilige Lebenssituation sind“, erklärt Christiane Liedholz. Zentral sei, dass die sozialen Beziehungen, in denen ein Mensch steht, und deren Wechselwirkungen untereinander betrachtet würden – ob nun bei der Arbeit oder in der Familie.

Der systemische Ansatz geht davon aus, dass es grundsätzlich gute Gründe gibt, warum Menschen in ihrem Umfeld so agieren, wie sie agieren; deshalb schauen die Fachkräfte auf die Vielfalt der Perspektiven – es gilt stets

**Sozialarbeiter*innen, die systemisch arbeiten,
verzichten auf ein „Ich weiß alles besser“.**

das „Sowohl-als-auch – und es könnte auch ganz anders sein“. Systemische Sozialarbeiter*innen gehen unvoreingenommen vor: Im Vordergrund steht die respektvolle und gleichberechtigte Beziehung zwischen Klient*in und Sozialarbeiter*in. Die Wertschätzung der individuellen Lebensstrategien und Verhaltensweisen spielt eine große Rolle. „Sozialarbeiter*innen, die systemisch arbeiten, verzichten auf ein ‚Ich weiß es besser‘ oder ‚Das musst du alles neu lernen‘, vielmehr gehen sie ressourcenorientiert an die Arbeit: ‚Welche Fähigkeiten bringt der Mensch vor mir mit? Was hat er bisher geschafft? Und was bringt ihn jetzt weiter?‘“, führt Liedholz aus.

Arbeit mit transparenten Zielen

Die Vielfalt der Perspektiven in Bezug auf zwischenmenschliche Beziehungen ist einer der großen Unterschiede zu anderen Beratungsformen: „Das Kind wird ein Problem in der Familie ganz anders wahrnehmen als die Mutter oder der Vater. Diese Multiperspektivität bietet einen ganz anderen Fundus, auf die Dinge zu schauen und auch Probleme zu lösen“, so Liedholz weiter. „Es geht um den Prozess und das Miteinanderaushandeln.“ Systemische Praxis kann sich daher nur in der Kooperation verwirklichen. Dabei arbeiten Systemiker*innen mit transparenten Zielen und legen Wert auf eine gemeinsame Auftragsklärung.

Zertifizierung heißt auch: Weiterbildung der Mitarbeitenden

Die in Berlin ansässige Systemische Gesellschaft zertifiziert Organisationen, Einrichtungen oder Unternehmen, die sich dem systemischen Ansatz nicht nur in der direkten Arbeit mit Klient*innen, Kund*innen verpflichtet fühlen, sondern auch die Arbeits- und Organisationsstruktur systemisch ausrichten möchten. Zu den Kriterien der Zertifizierung gehört, dass 50 Prozent der Mitarbeitenden auf Leitungsebene mindestens 500 Unterrichtseinheiten Weiterbildung absolviert haben und dass 50 Prozent der Mitarbeitenden auf der Fachebene eine systemische Weiterbildung von jeweils wenigstens 90 Unterrichtseinheiten gemacht haben. „Bei der Diakonie wurde durch die Zertifizierung eine richtige Weiterbildungswelle losgetreten“, bilanziert Liedholz.

Praxisbeispiel 1 Reflexion durch Perspektivwechsel

Die Fachberatungsstelle für Familien mit Gewalterfahrung umfasst zahlreiche Unterstützungsangebote für Kinder, Elternpaare und einzelne Elternteile, die Gewalt erfahren und/oder ausgeübt haben. Zum Angebot gehört auch ein „Sozialer Trainingskurs nach häuslicher Gewalt“. Dieser Kurs richtet sich an Männer, die gegen ihre (Ex-)Partnerin gewalttätig geworden sind und ihr Verhalten ändern wollen. Ziel ist ein partnerschaftliches Miteinander ohne Gewalt. Ein Teil des Trainings beinhaltet die Auseinandersetzung der Männer mit ihren Gewalttaten und deren Auswirkungen auf ihre Opfer. Im Rahmen des Sozialen Trainingskurses erhält einer der Klienten die Aufgabe, einen „Opferbrief“ zu schreiben. Das ist ein Brief an sich selbst, aber aus der Perspektive des Opfers geschrieben. Dieser Brief wird während einer Gruppensitzung von einer Therapeutin vorgelesen. Sowohl der Klient selbst als auch die anderen Teilnehmer*innen des Kurses teilen ihre Eindrücke und Emotionen mit, die anschließend in der Gruppe reflektiert werden. Im Rahmen dieser Übung ist es dem Klienten gelungen, ein Bewusstsein für sein Handeln zu entwickeln und wahrzunehmen, wie sich das Opfer, das heißt in diesem Fall seine Ehefrau, während und nach der Gewalttat gefühlt haben muss. Durch den Perspektivwechsel konnte er sich in das Erleben seines Opfers einfühlen; er hat seine Taten reflektiert.

Es gibt gute Gründe, warum Menschen in ihrem Umfeld so agieren, wie sie agieren.

Kernprodukt des Qualitätssiegels: das Zertifizierungsgespräch

Bei der Zertifizierung geht es aber nicht nur um die Weiterbildung der Mitarbeitenden, sondern auch um die Organisationsentwicklung: Wie wollen wir mit unseren Ressourcen umgehen? Welche Lösungen wollen wir finden? Wie leben wir unsere Kundenorientierung? Wie können wir mit all unseren Kooperationspartnern partizipativ arbeiten? Außerdem wird vorausgesetzt, dass in dem zertifizierten/ zu zertifizierenden Bereich regelmäßige systemische Supervisions- oder Intervisionsgruppen installiert werden. Die Organisation soll sich selbst immer wieder hinterfragen. Dafür bietet die Systemische Gesellschaft ein Netzwerk an Informationen und Erfahrungen an. Am Ende des Zertifizierungsprozesses besucht ein Gremium der Systemischen Gesellschaft die Organisation, um vor Ort ein intensives Zertifizierungsgespräch zu führen, bei dem die einzelnen Prozesse gemeinsam betrachtet werden. „Dieses Gespräch ist das Kernprodukt des Qualitätssiegels“, erklärt Christiane Liedholz. „Die Diakonie und die Systemische Gesellschaft haben im letzten Jahr gemeinsam auch einen sehr erfolgreichen Fachtag zum Thema organisiert.“ Für dieses Jahr steht die Rezertifizierung an. Dann wird es nicht mehr nur darum gehen, einen Qualitätsstandard zu erreichen, sondern auch um die Frage, wie die Diakonie den erreichten Standard halten kann.

Systemische Gesellschaft – Deutscher
Verband für systemische Forschung, Therapie,
Supervision und Beratung e. V.

Die Systemische Gesellschaft feiert in diesem Jahr ihr 30-jähriges Bestehen. Sie wurde von Vertreter*innen verschiedener Institute für Systemische Therapie und Familientherapie gegründet und besteht heute aus 50 Weiterbildungsinstituten und weit über 5.000 Einzelmitgliedern. Ihr Ziel ist es, systemisches Denken und Handeln in allen Bereichen, in denen es um die professionelle Entwicklung und Gestaltung von Kommunikations- und Problemlösungsprozessen geht, zu fördern.
www.systemische-gesellschaft.de

Praxisbeispiel 2 Ressourcen stärken

Ein Klient ist mit 15 Jahren zusammen mit seinem damals 14-jährigen Bruder aus Afghanistan nach Deutschland gekommen. Die beiden wurden zuerst in einer Wohngruppe, anschließend im Rahmen einer Verselbstständigungsmaßnahme betreut. Nachdem der Asylantrag positiv entschieden wurde, konnte der Vater der beiden Brüder ebenfalls nach Deutschland einreisen. Mit seiner Einreise mussten beide Brüder die Jugendhilfe-Einrichtung verlassen und zum Vater in eine Geflüchtetenunterkunft ziehen. Der Klient fühlt sich in seiner Rolle als ältester Sohn überfordert, weil er viele Aufträge von der Familie übernehmen muss. Eine Mitarbeiterin der Jugendhilfe-Einrichtung arbeitet weiterhin ambulant mit dem Klienten, um ihn praktisch und emotional zu unterstützen. Als der Klient gestresst ist, weil ihn das Thema „Wohnungssuche“ belastet, nutzt die Betreuerin einen gezeichneten Skalierungsstrahl von 1 bis 10, damit der Klient sein Belastungslevel visualisieren kann. Er sieht sein Level bei einer Acht. Die Betreuerin fragt ihn, ob es auch Tage gibt, an denen er es auf eine 7 oder 6 schafft und wie er das erreicht. Dann fragt sie ihn, wie er seine Zeit verbringen würde, wenn er bei einer Drei stünde. Um den Klienten weiter an das Thema Ressourcen heranzuführen, werden ihm Bilder von einer Zapfsäule und einem Windrad gezeigt. Die Betreuerin fragt ihn, ob er wisse, wozu diese wichtig seien. Sie hat außerdem verschiedene Bildkarten mitgebracht, die für verschiedene Ressourcen stehen: zum Beispiel für Zusammenhalt, Freude, Liebe, Mut, Humor und Akzeptanz. Gemeinsam mit dem Klienten erstellt sie ein Genogramm der Familie, eine bildliche Darstellung der Beziehungen im Familiensystem. Die Bildkarten werden dazu genutzt, Ressourcen innerhalb der Familie ausfindig zu machen.

Aufgeben



ist keine Option

Text Julius Kohl Fotos David Ertl

Eine Gruppe von Klient*innen des Betreuten Wohnens für psychisch und suchtkranke Menschen der Diakonie trifft sich jeden Freitagnachmittag zum gemeinsamen Imkern. Dabei gehen sie durch Höhen und Tiefen.

Das sieht nicht gut aus. Auf dem feinen Metallgitter vor Jürgen, der wie die anderen Gruppenmitglieder nur mit dem Vornamen genannt werden will, liegt eine Reihe toter Bienen. Gebückt steht er im strömenden Regen und im tiefen Matsch vor einem Stapel aus zwei Holzkästen, sogenannten Beuten. Sie sind das Zuhause von Bienen. Die Mittlere hat er mit einer Hand gekippt, so, dass er von unten hineingucken kann – Kippkontrolle nennt man das. Unten liegen die Toten, oben im Kasten sieht er keine Bewegung. Werner hält derweil einen Regenschirm über ihn und den offenen Kasten. Jürgen setzt die Kästen vorsichtig wieder ab. Sein Blick verrät eine gewisse Ratlosigkeit. „Nimm den Deckel hoch und guck, ob du von oben noch was siehst“, rät Andreas Beaugrand. Jürgen setzt – noch immer von Werner beschirmt – ein längliches Metallwerkzeug, den Stockmeißel, als Hebel an. Er trennt den Deckel von der oberen Holzkiste, hebt ihn an einer Seite vorsichtig an und entfernt eine dünne Abdeckung. Darunter wird eine Reihe von Holzrahmen sichtbar, auf denen Waben zu erkennen sind. Ein Rahmen wird herausgezogen. Aber auch hier ein wahres Trauerspiel: Kraftlos kriecht kaum eine Handvoll Tiere auf den Rahmen herum.

Was sich an diesem verregneten Freitagnachmittag Anfang März in dem Garten einer Wohngemeinschaft der Diakonie in Düsseldorf-Eller der Imkereigruppe zeigt, tut weh. Erst vor drei Wochen hatte die Gruppe aus Klient*innen der Diakonie das Volk an diesen Standort umgezogen. Ein befreundeter Imker hatte es der Gruppe zur Pflege überlassen, weil er aus gesundheitlichen Gründen das Imkern aufgeben musste. Seine anderen Völker waren ihm bereits eingegangen, aber dieses hatte schon die ersten wärmeren und trockenen Tage des Jahres genutzt, um zu brüten und

Nahrung zu sammeln. Doch jetzt? „Tot“, sagt Andreas Beaugrand. „Noch nicht alle Tiere, aber der Rest wird auch eingehen.“ Er ist neben seiner Arbeit als Bezugsbetreuer im Betreuten Wohnen für psychisch und suchtkranke Menschen bei der Diakonie seit sechs Jahren selbst Hobby-Imker und vermutet einen allzu bekannten Auslöser für das Sterben des Volkes: die Varroa-Milbe, einen Parasiten.

Spenden ermöglichten den Start

Eine niederschmetternde Nachricht, die Andreas Beaugrand anschließend in der trockenen Garage mit Dagmar, Jürgen, Marcin, Nabil und Werner

Die Klient*innen erleben sich hier ganz anders.

Bezugsbetreuer Andreas Beaugrand ist selbst Hobby-Imker und steht der Gruppe mit seinem Wissen zur Seite.



Das kleine Bienen-ABC

Arbeiterin

Die Arbeiterin ist eine sterile Biene. Je nach Alter nimmt sie unterschiedliche Aufgaben wahr: Sie pflegt die Brut, füttert die Königin, hält den Stock sauber und bewacht ihn, sammelt Honigtau und Nektar etc.

Beute

Die Beute bezeichnet den Bienenkasten, das Zuhause eines Bienenvolks. Beuten sind aufgeteilt in: Boden, Brutraum, Honigraum, Holzdeckel und Blechdeckel (v. unten nach oben).

Drohn

Ein Drohn ist eine männliche Biene. Seine Hauptaufgabe ist die Befruchtung einer Königin.



Honig

Bienenhonig besteht aus Nektar oder Honigtau, der von Bienen gesammelt und weiterverarbeitet wird.

Königin

Als einzig fruchtbares Weibchen im Volk legt die Bienenkönigin täglich Tausende Eier. Ihr Hofstaat pflegt und versorgt sie dabei.

Stich

Sticht eine Biene, verliert sie dabei ihren Stachel mit der Giftblase und stirbt danach. Hat man keine Allergie, ist der Stich meistens ungefährlich, oft aber sehr schmerzhaft.

Stock

Volk, Wabenwerk inkl. Vorräte (Honig und Pollen) sowie die Brut bilden den (Bienen-)Stock.

Volk

Ein (Bienen-)Volk besteht aus Arbeiterinnen, Königin und Drohen und kann je nach Jahreszeit und Futterlage mehrere Tausend Tiere umfassen.

Varroa-Milbe

Die Varroa-Milbe (kurz: Varroa) ist ein gefährlicher asiatischer Parasit. Ohne Behandlung durch eine*n Imker*in vermehrt sie sich unkontrolliert und kann ein Bienenvolk so schwer schädigen, dass es stirbt.

Wabe

Eine Wabe besteht aus Wachs, das Arbeiterinnen mit speziellen Drüsen produziert haben. Auf einer Wabe befinden sich sechseckige Zellen, in denen Honig und Pollen eingelagert oder Brut aufgezogen wird.



Seit drei Jahren gibt es die Imkereigruppe des Betreuten Wohnens der Diakonie. Die Ausstattung wurde mit Spendengeldern angeschafft.

bespricht. Man steht und sitzt zusammen, an den Wänden der Garage stapeln sich die Beuten. Die Stimmung ist gedrückt. „Traurig ist das“, fasst es Jürgen zusammen. Eigentlich war das Team sehr optimistisch in das neue Bienenjahr gestartet: Rund 50 Kilo Honig wollten sie in diesem Jahr ernten. Nun bleibt nur noch ein Volk an einem Standort in Wersten. Seit drei Jahren gibt es die Imkereigruppe des Betreuten Wohnens bei der Diakonie Düsseldorf. Mit Hilfe von Spenden wurde die notwendige Ausstattung angeschafft.

Beaugrand findet, dass die Imkerei ein ideales Gruppenangebot ist: „Das Imkern verlangt, dass man einmal die Woche an das Volk ranmuss. Sonst geht es den Bienen schlecht“, erklärt er. „Das unterstützt die Klient*innen beim Aufbau einer Tagesstruktur und sie übernehmen Verantwortung. Darüber hinaus ist es ein nachhaltiges Hobby, das gerade sehr gehypt wird, und wer es betreibt, bekommt Aufmerksamkeit und Anerkennung. Die Klient*innen erleben sich hier mal ganz anders.“ Die Idee hat er mit einer Kollegin entwickelt, die auch Imkerin ist, aber inzwischen das Arbeitsgebiet gewechselt hat. „Draußen zu sein, mit anderen Menschen Kontakt und auch ein Thema zu haben, ist toll“, bestätigt Dagmar. „Es macht einfach unheim-

lich viel Spaß“, ergänzt Werner. „Und je mehr ich lerne, desto interessanter wird es.“ Die Teilnehmenden lernen das Imkern ohne besonderen Kurs Schritt für Schritt. Im Gespräch merkt man schnell, dass sich dabei viel Fachwissen angesammelt hat. Und auch, dass manche schmerzhaft Erfahrung gemacht wurde: Sein erster Stich ist Nabil noch sehr gut in Erinnerung. Der Stachel steckte in seiner Hand.

Es geht weiter

Alle sind sich einig, dass es trotz des Rückschlags weitergeht. „In der nächsten Woche werden wir Wachsplatten gießen“, sagt Beaugrand. Die Gruppe hat es inzwischen geschafft, einen eigenen Wachskreislauf aufzubauen. Das ist ein Erfolg für jede*n Imker*in. Und das Volk in Wersten gibt Anlass zur Hoffnung. Es ist stark in den Winter gegangen und besteht jetzt geschätzt aus 4.000 Tieren. „Wir werden von diesem Volk einen Ableger machen“, erklärt Beaugrand. Es werden dann vermutlich nur rund 30 Kilo Honig in diesem Jahr, aber für die Imkergruppe steht die Ernte auch nicht so im Vordergrund. Allerdings freuen sie sich, wenn ihr Honig Kunden findet. Das Geld fließt dann wieder für Anschaffungen zurück in die Gruppenarbeit, damit es weitergeht.



Der Bewo-Honig „Düsseldorfer Blüte“ kann im Betreuten Wohnen, Haifastraße 32, zu Bürozeiten erworben werden. Das regionale Naturprodukt in nahezu Bioqualität kostet 7 Euro pro 400-g-Glas, für Menschen mit Düsselpass 6 Euro. Größere Bestellungen werden innerhalb Düsseldorfs gerne ausgeliefert. Kontakt unter: andreas.beaugrand@diakonie-duesseldorf.de Wer einen Blick in eine Beute werfen möchte, kann unter diesem Kontakt ebenfalls anfragen.

Online-Shopping im Sozialkaufhaus



fairhaus
sozial - ökologisch - inklusiv



63004657

antel kurz
2008 2

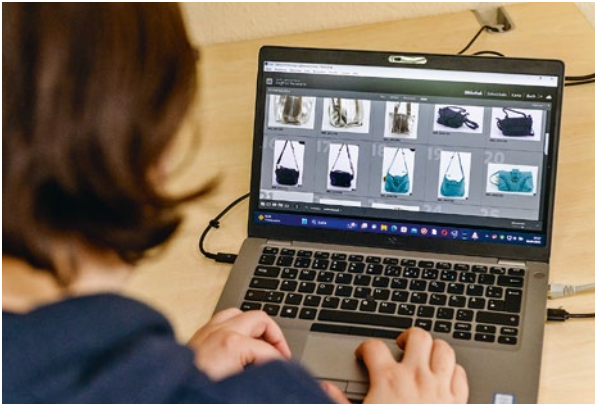
card 30% 27,93 €
39,90 €

Für die einen ist es
bequem, für die anderen ein
Pluspunkt bei der
nächsten Bewerbung:
Vom Online-Shop
des Fairhauses profitieren
alle Seiten.

Zu Hause auf dem Sofa durch das Sortiment stöbern – mit einem Klick Eierkocher, Bettwäsche oder neue Stiefel in den Warenkorb legen – und wenige Tage später an der Wohnungstür entgegennehmen. Was beim Einkauf in anderen Geschäften längst alltäglich ist, geht seit ein paar Monaten auch beim Fairhaus in Flinngern. Seit November gibt es dort einen neuen Online-Shop, den drei geförderte Beschäftigte befüllen und betreuen.

„Wir sind in Düsseldorf das erste Fairhaus mit Online-Shop“, sagt Stephan Ambaum, Teamleiter und Koordinator im Fachbereich Fairhaus bei renatec, einer Tochtergesellschaft der Diakonie Düsseldorf. Die Idee sei während des Corona-Lockdowns gekommen – da habe man nicht wie in anderen Geschäften auf Click and Collect, also online bestellen und vor Ort abholen, ausweichen können. Eine Hoffnung war es, die Kund*innen so besser erreichen zu können – egal ob Lockdown oder nicht. Denn manche von ihnen seien nicht so mobil oder hätten Arbeitszeiten, die nicht zu den Öffnungszeiten der Fairhäuser passen. Und tatsächlich: Die meisten Bestellungen kommen abends und am Wochenende.

Doch die Erreichbarkeit war nicht der einzige Aspekt, der entscheidend dafür war, das Vorhaben Online-Shop



In den Fairhäusern lernen Menschen, die auf dem ersten Arbeitsmarkt keine Stelle finden, Fähigkeiten, die ihnen bei der Bewerbung helfen.

in die Tat umzusetzen. Fast noch wichtiger: Die Qualifizierung der Mitarbeitenden. Grundsätzlich funktionieren die Fairhäuser auf drei Ebenen. Menschen können dort günstig einkaufen. Die, die bedürftig sind, etwa weil sie nur wenig Rente bekommen oder andere Leistungen beziehen, erhalten über die Kundenkarte einen zusätzlichen Rabatt auf die ohnehin schon günstigen Produkte. Die zweite

Ebene: Nachhaltigkeit. Dinge, die sonst weggeworfen worden wären – ob von Privatleuten oder Firmen –, werden dort doch noch verkauft.

Und die dritte Ebene ist eben die der Qualifizierung. In den Fairhäusern arbeiten Menschen, die langzeitarbeitslos waren oder aus anderen Gründen auf dem ersten Arbeitsmarkt keine Stelle finden. Durch die Arbeit im Fairhaus lernen sie Fähigkeiten, die ihnen bei einer Bewerbung helfen.

„Wir arbeiten deshalb bewusst mit Systemen, die auch in anderen Geschäften genutzt werden“, sagt Stephan Ambaum. Das Warenwirtschaftssystem, in dem alle Produkte organisiert werden, oder etwa das Kassensystem sind im Einzelhandel üblich. Auch das

Programm, das hinter dem Online-Shop steht, wird häufig genutzt. Damit die Produkte aus dem Fairhaus online angeboten werden können, machen die Mitarbeitenden passende Fotos im eigenen Fotostudio, sie fügen eine Beschreibung und Schlagworte hinzu und kümmern sich um Verpackung, Versand und die Organisation des Lagers.

„Sich damit auszukennen ist in einer Bewerbung ein Pluspunkt“, sagt Stephan Ambaum. Nachdem der Online-Shop im Fairhaus gut eingespielt ist, sind nun zwei weitere in Planung: einer für die Upcycling-Produkte und einer für Secondhand-Ware.

Zum Online-Shop geht es hier:
www.fairhaus-duesseldorf.de

Zukunftsträume

... z Z

Wenn wir jung sind, ist alles möglich. Doch je älter wir werden, desto mehr schrumpft auch unsere Zukunft. Wie gehen ältere Menschen mit dieser Situation um – und welche Träume haben sie? Wir haben nachgefragt – im zentrum plus der Diakonie in Benrath.

→ Dieter Wallraf, 71 Jahre

Ich bin von Beruf Kraftfahrzeug-Mechatronikermeister und habe mich früher ehrenamtlich als Zugführer beim Katastrophenschutz engagiert. Für mich war es immer wichtig, zu helfen, wenn Hilfe gebraucht wird. Darum engagiere ich mich auch seit circa fünf Jahren im zentrum plus. Mit meinen 71 Jahren gehöre ich hier noch zu den Jüngeren. Im Moment kümmere ich mich vor allem um das Repair Café. Ich habe auch geholfen, Repair Cafés in zentren plus in den Stadtteilen Eller und Flingern aufzubauen. Es braucht nur einen, der den Anstoß gibt. Wir haben jetzt sogar einen Ukrainer dabei. Der spricht noch nicht so gut Deutsch. Aber der kann werkeln – wir verstehen uns also auch ohne Worte. Repair Cafés sind nachhaltig: Man repariert die Dinge, die man sonst wegwerfen würde, und braucht so nichts Neues zu kaufen und Ressourcen zu verschwenden. Es gefällt mir, mit meinem Ehrenamt zu einer besseren Zukunft beizutragen. Es wäre schön, wenn sich die jüngeren Menschen mehr engagieren würden. Alle wollen, dass die Welt besser wird – aber selbst mit anpacken, das tun die wenigsten.

→ Birgit Heilmann, 61 Jahre

Mit 58 Jahren bin ich planmäßig in den Vorruhestand gegangen. Ich habe mir bereits während des Arbeitslebens Gedanken gemacht, wie ich meine Zukunft im Alter gestalten will. Ich war als Wirtschaftsprüferin im Außendienst viel unterwegs. Im Alter wollte ich mich deshalb – neben meinem Engagement für Kinder in Uganda – gerne wieder stärker vor Ort einbringen. So bin ich auf das zentrum plus in Benrath gestoßen. Trotz der vielen Krisen in der Welt bemühe ich mich immer, nicht zu schwarz in die Zukunft zu schauen. Aber das ist manchmal gar nicht so leicht, wenn es an allen Orten kriselt. Das größte Zukunftsthema ist für mich der Klimawandel. Bei meinen Besuchen in Afrika habe ich erlebt, was es heißt, wenn aufgrund des Klimawandels eine Regenzeit und damit auch ein großer Teil der Ernte ausfällt.

→ Renate Rönnau, 74 Jahre

Vor zweieinhalb Jahren ist mein Mann gestorben. Wir waren 56 Jahre verheiratet. Das ist schon eine Hausnummer. Zum Glück hatten wir beide immer unser eigenes Leben. Ich habe nie gedacht: Jetzt höre ich auch auf zu leben. Mit 16 bin ich Mama geworden. Später habe ich eine Ausbildung im Einzelhandel gemacht und mein eigenes Dessous-Geschäft geführt. Außerdem habe ich zehn Jahre die Werbegemeinschaft Benrath geführt. Seit vier Jahren unterstütze ich das zentrum plus unter anderem bei der Ausrichtung des Frühstücks für ältere Menschen aus dem Stadtteil. Dort treffe ich oft auch auf Menschen, denen es nicht so gut geht. Das ist eine verdammt Ungerechtigkeit: Es kann doch nicht sein, dass Menschen, die ihr ganzes Leben lang malocht haben, plötzlich auf dem Abstellgleis stehen und keine Zukunft mehr haben. Ich selbst habe immer noch Träume und Wünsche für die Zukunft. Und ich hoffe, dass ich das noch ganz lange beibehalte.

→ Wolfgang Klein, 79 Jahre

Mit 59 wurde die Firma, für die ich gearbeitet hatte, verkauft. Ich war zu alt und zu teuer und wurde arbeitslos. Ich habe mich in meinem Leben immer wohlfühlt und hatte Pläne für die Zukunft. Doch als ich arbeitslos wurde, bin ich erst einmal in ein tiefes Loch gefallen. Über einen EDV-Kurs des Arbeitsamtes habe ich das zentrum plus kennengelernt. Das war ein Glücksfall. Ich bin hier jetzt seit mehr als 20 Jahren aktiv und habe viele verschiedene Gruppen geleitet. Bald werde ich 80 und merke, dass die Kräfte nachlassen. Deshalb habe ich das meiste abgegeben. Leider findet sich für die Wii-Gruppe, die ich geleitet habe, kein*e Nachfolger*in. Das ist schade. Dass es so viele Krisen auf der Welt gibt, finde ich sehr bedrückend. Ich versuche trotzdem, positiv in die Zukunft zu blicken, auch wenn mir das manchmal schwerfällt.

Prof. Dr. Peter Ruess ist neuer Kuratoriums- vorsitzender

Das Kuratorium der Diakonie wählte aus seiner Mitte Prof. Dr. Peter Ruess zum Vorsitzenden. Er ist als Rechtsanwalt vor allem im gewerblichen Rechtsschutz tätig und lehrt an der International School of Management in Dortmund. „Mir war es wichtig, mich daneben für etwas einzusetzen, das im Dienste anderer steht“, sagt der 48-Jährige. „Und da ist die Diakonie Düsseldorf eine beeindruckende Organisation.“

Familienpflegerin im Trebecafé

Das TrebeCafé der Diakonie hilft wohnungslosen Mädchen und jungen Frauen jetzt auch bei der Gründung einer Familie: Ab sofort gibt es eine wöchentliche Mutter-Kind-Gruppe. Die Stiftung Kunst, Kultur und Soziales der Sparda-Bank West ermöglicht zusätzlich, dass eine Familienpflegerin bei Bedarf im Haushalt und bei der Kindererziehung hilft.

Diakonie erhält Gemeinwohl-Zertifikat

Die Diakonie ist nach den Regeln des Vereins Gemeinwohl-Ökonomie Deutschland e. V. (GWÖ) zertifiziert! „Die Zertifizierung ist ein wichtiger Meilenstein im Prozess, die Diakonie noch nachhaltiger zu machen. Dieses Thema auf möglichst breiter Basis anzugehen, hat sich als entscheidend für den jetzigen Erfolg erwiesen“, sagte Vorstand Kirsten Hols anlässlich der Zertifizierung. Zertifikat, Gemeinwohl-Bilanz und weitere Informationen zum Nachhaltigkeits-Engagement sind online abrufbar: www.diakonie-duesseldorf.de/nachhaltigkeit

Ein Fahrrad für die Bahnhofsmision

Bahnhofsmision und Demokratiewerkstatt Arbeit und Leben sind künftig mit einem Lastenrad rund um den Düsseldorfer Hauptbahnhof unterwegs. Am blauen Fahrradisch bringen sie Menschen zusammen und ins Gespräch. Das Projekt unterstützen: Dirk Schmidt (Atelier für Holzbearbeitung), Stiftung Deutsche Bahn, das Seelsorgeteam des evangelischen Kirchenkreises, ADFC und VHS.

Dialog No. 9/2023 — Zukunft

Herausgeber

Der Vorstand der Diakonie Düsseldorf –
Gemeindedienst der evangelischen Kirchen-
gemeinden e. V.

Redaktion

Anne Wolf (verantwortlich), Julius Kohl,
Kira Küster, Christoph Wand
Freie Mitarbeiter*innen: Miriam Arndts,
Thomas Becker, Karl Grünberg,
Carolin Scholz

Redaktionssekretariat

Katharina Fornfeist
Platz der Diakonie 3, 40233 Düsseldorf
Telefon 0211 73 53 299
E-Mail info@diakonie-duesseldorf.de

Coverfoto & Bildstrecke

Tobias Kruse

Fotos

Miriam Arndts, Gerald Biebersdorf,
Sarah Buth, David Ertl, Karl Grünberg,
Anna Maria Langer, Michael Messal,
Alina Sergiyenko, (S. 6: privat,
S. 46 l.: miSci- Museum of Innovation &
Science; r. freepik)

Lektorat

Maike Kleihauer

Gestaltung & Art-Direktion

Fons Hickmann M23, Berlin
Prof. Fons Hickmann, Raúl Kokott,
Kathrin Siebenhandl, m23.de

Druck

Tannhäuser Media, Düsseldorf

Papier

Circleoffset Premium White,
100 Prozent Altpapier,
Umweltzertifizierungen:
Blauer Engel, Ecolabel, FSC

Auflage

10.000

Erscheinungsweise

halbjährlich

Spendenkonto

Diakonie Düsseldorf
IBAN DE87 3005 0110 0010 1057 57
BIC DUSSDEDDXXX

Im Netz

diakonie-duesseldorf.de
facebook.com/diakonie.duesseldorf
twitter.com/diakonie_ddorf





Für alle Fragen rund ums Leben im Alter

7 35 35 51

Beratung. Begleitung. Pflege.
Oder einfach nur ein offenes Ohr.
Was auch immer Sie brauchen:
Rufen Sie an. Wir sind für Sie da.

Diakonie-Beratungshotline

Leben im Alter

0211 7 35 35 51

montags bis freitags 9.30 – 17 Uhr

www.diakonie-duesseldorf.de

Diakonie  Düsseldorf

